Neue

Studien und Glossen

zur

Tagesgeschichte

von

Dr. Anton Philipp von Segesser.

Segesser

[illegible]

Studien und Skizzen

zur

Tagesgeschichte

von

[illegible]

Das Jahr 1860.

Zweite durchgesehene Auflage.

Luzern.
[illegible]
1861.

Neue
Studien und Glossen
zur
Tagesgeschichte

von

Dr. Anton Philipp von Segesser.

Das Jahr 1860.

Zweite durchgesehene Auflage.

Lucern.
Verlag von Frz. Jos. Schiffmann.
1861.

Das Jahr 1860.

Als wir am Schlusse des Jahres 1859 stunden, fanden wir in den welthistorischen Ereignissen, die dasselbe erfüllten, überreichen Stoff zur Betrachtung für Alle, welche mit einem tiefern Blick in die Falten der Tagesgeschichte sehen. Wir hatten seit einem halben Jahrhundert den ersten großen Krieg in Mitteleuropa, die erste weitgreifende Völkerbewegung seit dem Revolutionsjahr 1848. Die staatlichen Gegensätze, die sich aus der Erschütterung der europäischen Verhältnisse im letzten Jahrzehnt herausgebildet und in feste Formen geschlossen hatten, stürmten auf einander mit allen Mitteln, welche der Fortschritt der Wissenschaft und Technik auf dem Gebiete der Zerstörung geschaffen hat. Wir hörten den Donner der gezogenen Geschütze, wir sahen die Wirkung der weittragenden Feuergewehre, die Zwischenräume der streitenden Heeresmassen verschwanden vor der Anwendung der Dampfkraft, die Ideen der Revovolution verbanden sich mit den moralischen Motiven des geordneten Krieges. Ueberraschende Erfolge belohnten das Wagniß schneller und kühner Bewegungen, das Glück zeigte sich enge mit dem Genie verbündet. Der Friede kam, den meisten ebenso unerwartet wie der Krieg gekommen war, gewaltige, glückverheißende Errungenschaften schienen aus ihm hervorgehen, neue Principien der Politik, neue Allianzen, die Lösung großer Probleme der Geschichte sich im Gefolge neuerworbener Einsichten entwickeln zu wollen. Die Thore des Janustempels waren geschlossen, als das sechste Dezennium unseres Jahrhunderts begann.

Nun stehen wir am Ende des Jahres 1860. Kein großer Krieg hat während dessen Dauer Europa erschüttert. Die Kämpfe in Mittel- und Süditalien verschwinden im Vergleich zu den vorjährigen Schlachten, deren Donner

in den Ebenen der Lombardei erdröhnte. Und doch sind diese localen Bewegungen unendlich weitreichender, folgenschwerer, als das unmittelbare Ergebniß jenes gewaltigen Krieges geworden. Veränderungen territorialer Gränzen und staatlicher Verhältnisse sind daraus hervorgegangen, welche nach bisherigen Erfahrungen kaum als die Folge wechselvoller Feldzüge eines Jahrzehnts möglich erschienen. Wenige Hunderte sind gefallen über Unternehmungen, welche mit Strömen Blutes in vergangenen Zeiten erfolglos blieben. Und ebenso weitgreifend wie die materiellen Veränderungen, die sich vor unsern Augen vollzogen, war die geistige Bewegung, die im Laufe dieses Jahres die Grundlagen künftiger Entwickelungen vorbereitete. Der angekündigte Congreß der europäischen Staaten, um neue Grundlagen des Völkerrechts zu sanctioniren, oder die Herstellung gestörten Gleichgewichtes der Macht zu berathen, kam nicht zu Stande; aber ohne Congreß haben im Laufe dieses Jahres über die gegenseitigen Verhältnisse der Fürsten und Völker und über die Wechselziehungen der Staaten sich Vorstellungen theoretisch ausgebildet und thatsächlich festgesetzt, welche mit Allem in Widerspruch stehen, was seit langen Reihen von Jahren als unumstößliches Gesetz gegolten hat. Mehr als durch die blutigsten Kriege lockerten sich durch die materiellen und geistigen Bewegungen dieses Jahres die Fugen althergebrachter Begriffe und Ordnungen. Ein großes, an Licht und Schatten reiches Bild der Zeitgeschichte steht vor uns, wenn wir in rascher Folge seine Einzelnheiten an uns vorüber gehen lassen und unsere Blicke auf ihren innern Zusammenhang werfen.

I.

Als der Friedensschluß von Villafranca dem italienischen Krieg ein unerwartetes Ende machte, befand sich Europa in einer seltsamen Lage. Die beiden Großmächte, deren Armeen gegen einander gefochten, waren vollständig isolirt. Oesterreich hatte keinen einzigen Verbündeten. England und Preußen, von

denen es in beharrlicher Verblendung Hülfe erwartet, waren weiter als je von activer Theilnahme an seinen Interessen entfernt, mehr als je entschlossen, das Mißgeschick des Kaiserstaates zu eigenem Vortheil auszubeuten. Das kaiserliche Friedensmanifest legte Zeugniß ab für die endliche Erkenntniß dieser Thatsache. Rußland stund schadenfroh zur Seite und freute sich, daß so schnell und so gewaltig durch die Anwendung eben derselben Maxime politischen Undanks das Verhalten Oesterreichs im orientalischen Kriege seine Vergeltung gefunden hatte. Deutschland grollte, daß die kaiserlichen Fahnen aus dem Felde gezogen waren, bevor eine deutsche Macht zur Wirklichkeit geworden und die Bedingungen in aller Ruhe erwogen hatte, unter welchen sie ihr Gewicht in die Wagschale werfen wollte. Aber auf der andern Seite war auch Frankreich isolirt. Piemont glaubte sich vernachläßigt und betrogen durch den einseitigen Friedensschluß. Die italienische Nationalpartei hielt sich für verrathen durch die Aufopferung der gehofften Gränze am Isonzo; die Revolution gab ihr Spiel verloren gegenüber der Politik und der nun auf den höchsten Punkt des Glanzes gelangten Macht Napoleons. England erwog die Folgen seiner eigenen doppelzüngigen Politik in der italienischen Frage und begann von dem Glück und Genie des kaiserlichen Frankreichs für seine Sicherheit zu fürchten. All das vereinigte sich in stillem Ingrimm gegen den Sieger von Magenta und Solferino.

Diese doppelte Isolirung, die aus dem Friedensschluß zu Villafranca hervorging, eröffnete für die beiden Mächte, welche den Frieden unter sich gemacht, die Wege einer neuen, durch keine frühere Allianzverhältnisse beengten Politik. Wir finden, daß diese Wege in den Präliminarien von Villafranca angedeutet waren. Es kam nun Alles darauf an, daß jene Andeutungen zum vollständigen Ausbau gelangten.

Der Friede von Villafranca forderte von Oesterreich den Verzicht auf seine präponderirende Stellung in Italien und ein aufrichtiges Eingehen auf die Idee der italienischen Conföderation mit den Staaten, die ihm von seinem Besitz in

Italien noch verblieben. Das erstere bedingte ein Aufgeben der dynastischen Ansprüche auf Toskana und war somit mehr eine Frage des kaiserlichen Hauses, das letztere dagegen stellte sich als eine Frage von der größten politischen Tragweite für die österreichische Monarchie dar. Denn wurde Venetien wieder ein eigener Staat, wie es in Verbindung mit der Lombardei vor 1848 gewesen, ein Staat mit besonderer Verfassung, mit einem Vicekönig oder Dogen, oder wie man ihn nennen wollte, mit getrennter Administration und Gesetzgebung, zudem ein Glied des italienischen Bundes, einer andern politischen Strömung folgend als das Reich selbst; so war allerdings die Reichseinheit, die seit dem Regierungsantritte Franz Josefs als das Ziel aller innern Bestrebungen galt, vollständig gebrochen. Ein Theil der Monarchie war in die alte Sonderstellung zurückgekehrt, wiederum gleichsam nur durch die Person des Fürsten dem allgemeinen Reichskörper verbunden. Nicht einen Augenblick länger aber konnte, wenn auf diesem Einen Punkte das geschehen, die Reichseinheit den andern Provinzen gegenüber aufrecht erhalten werden. Denn war einmal das Princip verlassen, so forderte Ungarn auf der Stelle seine nie verschmerzte Selbständigkeit zurück. Und mit welchem Rechte wollte man Ungarn verweigern, was man Venedig gegeben? Aber Ungarn gegenüber würden, wie sich später gezeigt hat, weder Böhmen noch die übrigen deutschen Länder haben zurückstehen wollen. Mit einem Worte, die Erfüllung der Stipulationen von Villafranca bezüglich Venetiens, nach ihrem Geiste und wahren Sinne, hätte sofort das einheitliche Oesterreich aufgelöst in seine Elemente und in ihren Consequenzen eine Rückkehr auf die quasiföderative Organisation bedingt, welche seit Jahrhunderten diesen merkwürdigen Staatencomplex zusammenhielt, aber auch seine innere Entwickelung und seine äußere Machtentfaltung hemmte.

Es läßt sich leicht begreifen, daß ein solcher Entschluß schwer sein mußte für die Staatsmänner, welche mit dem Ziel der Reichseinheit den Gedanken verfolgt hatten, Oesterreichs Macht und Bedeutung auf diejenige Stufe zu heben, welche

Frankreich und Rußland durch ihre homogene Gestaltung einnehmen. Schöpfungen materieller und geistiger Art, die der unbeschränkte Wille des Kaisers im ganzen Reiche ins Leben gerufen, wurden in Frage gestellt und für die Zukunft von zweifelhafter Uebereinstimmung abhängig gemacht, wenn man auf die provinzielle Autonomie zurückkehrte. Die persönliche Stellung des Monarchen an der Spitze eines centralisirten Reiches konnte keinen Ersatz finden in der Vereinigung verschiedener Fürstentitel auf seinem Haupte. Aber es war — die Folgezeit hat es bewiesen — eine Frage der Existenz. Man dürfte schwerlich behaupten, daß durch rasches und spontanes Eingehen auf diesen Standpunkt die Macht Oesterreichs, seine Stellung in Europa, seine innere Wohlfahrt zu Grunde gegangen wäre. Denn eine großer Entschluß nach jener Richtung hin wäre unmittelbar nach dem Tage von Villafranca als freies Ergebniß gewonnener Einsicht in die Lage der Monarchie von den Völkern mit Befriedigung, von der öffentlichen Meinung Europa's mit Beifall aufgenommen worden. Der Schlag, den Oesterreich auf den lombardischen Schlachtfeldern erlitten, der Verlust des Nimbus seiner Macht, die Zerrüttung der finanziellen Verhältnisse des Reiches, die Unzufriedenhrit, die an dem Gefühl des Falles groß zu wachsen drohte, rief mit unabweisbarer Dringlichkeit entscheidenden Maßregeln zur Herstellung des öffentlichen Vertrauens, zur Kräftigung des Reiches im Innern. Der Absolutismus und die büreaukratische Centralisation konnte weder diese bewirken, noch jenes erwecken; denn gerade diese Organisation hatte in der Stunde der Prüfung sich nicht bewährt. Es gab zwei Wege innerer Reorganisation, ein Reichsparlament mit Beibehaltung der Einheit, oder die Herstellung beschränkter Autonomie der vormals selbständigen Nationalitäten mit dynastischer Verbindung. Nun hätte allerdings der erste Weg dem deutschen und europäischen Liberalismus besser entsprochen; aber es unterliegt keinem Zweifel, daß in Oesterreich selbst — und darauf kommt es doch vorzüglich an — ein Reichsparlament so wenig befriedigen würde, als die Reichseinheit unter der absoluten Regierung befriedigt hat. Denn es wäre

eben nur wieder ein Weg zur Reichseinheit und zur einheitlichen Gewalt, die aus der Hand des Kaisers und der Büreaukratie in die Hände einer dominirenden Partei überginge. Der Absolutismus der Mehrheit würde einfach den Absolutismus des Thrones ablösen. Nun ist aber die österreichische Monarchie ein Conglomerat so heterogener, durch Natur und Geschichte aus einander strebender, von Jahrhunderten her in sich festorganisirter Völkerschaften, daß jeder Versuch absoluter Centralisation, werde er auf diesem oder jenem Wege unternommen, auf den nachhaltigsten activen oder passiven Widerstand stößt. Die Centralisationsbestrebungen auf liberaler Grundlage, welche Josef II vornahm, hatten ebenso wenigen Erfolg, wie der Versuch in entgegengesetztem Sinn, der mit so großer Beharrlichkeit und mit unbestreitbarem Talent unter der Regierung Franz Josefs I stattfand. Man darf bezweifeln, ob selbst eine Schreckenszeit, wie diejenige, welche die einheitliche Gestaltung Frankreichs vollendet hat, bei so disparaten Elementen, wie sie der österreichische Länder- und Völkercomplex darbietet, des provinziellen Sondergefühls Meister geworden wäre. Keine der Nationalitäten, die als organische Ganze in der österreichischen Monarchie neben einander leben, ist durch ein entschiedenes Uebergewicht der Zahl, der Intelligenz, der historischen Tradition befähigt und berechtigt, eine Herrschaft über die andern anzusprechen. Die Einheit des Staates kann nur in der Person des Herrschers liegen, die Autonomie der staatlichen Individualitäten, aus denen der Ländercomplex dieser Macht besteht, scheint für dieselben absolutes Bedürfniß und Grundbedingung ihrer gedeihlichen Entwicklung zu sein. Eine Sonderstellung Venetiens, wie sie der Friedensvertrag forderte, war zudem mit einer einheitlichen Reichsverfassung unvereinbar und nur durch die Herstellung provinzieller Autonomie zu erzielen.

Man zögerte an maßgebender Stelle, man trat zurück vor den Consequenzen eines grundsätzlichen Bruches mit den Ideen einer zehnjährigen Politik und nun ist man nach einem Jahre, während dessen die Ideen und Begierlichkeiten der Revolu-

tion inmitten ungewisser und schwankender Zustände über die berechtigten Wünsche der Völker hinausgegangen sind, dahin gekommen, wo man hätte beginnen sollen. Was damals als Inauguration einer neuen Politik im Innern das Gefühl der Völker gehoben und ihre Kräfte mit neuen Banden an die Dynastie gefesselt hätte, das wird jetzt als abgepreßte Concession der äußersten Nothwendigkeit von allen Seiten mit Hohn zurückgestoßen.

Das war das eine Moment, das die Verwirklichung des Gedankens hinderte, der dem Frieden von Villafranca zu Grunde lag — Oesterreichs Zögerung, die Stellung Venetiens in der projectirten Conföderation mit all' ihren Consequenzen für das Reich im richtigen Momente anzunehmen.

Aber es gab noch ein zweites von nicht minderer Bedeutung. Der unmittelbare Zweck jener Stipulation war die Organisation Italiens. Die Conföderation der italienischen Staaten unter dem Ehrenvorsitz des Papstes war dasjenige, was der, von den revolutionären Parteien beabsichtigten, republikanischen oder monarchischen Einheit Italiens substituirt werden, das positive Recht der einzelnen Staaten, die nationale Bestimmung Italiens und die Interessen der katholischen Kirche mit den Ideen der Gegenwart und mit der Stellung der beiden friedenschließenden Mächte zu der Halbinsel vereinigen und versöhnen sollte. Wir glauben es sei irrig, diesem Plane von Anfang an Ernst oder Lebensfähigkeit absprechen zu wollen. Er war offenbar auf die tiefste Kenntniß der Natur und Geschichte des Landes und Volkes gegründet. Aber nicht nur Oesterreich, sondern auch der Papst und Neapel mußten dessen Ausführung ernstlich wollen und zur Verwirklichung die Initiative ergreifen, bevor die Revolution Gelegenheit bekam, diese zu vereiteln. Gingen Oesterreich, Rom und Neapel auf den Gedanken Napoleons ohne Rückhalt ein, so hatte ein allfälliges Widerstreben Sardiniens wenig zu bedeuten,

Nun kommt mir aber vor, als habe die Idee einer italienischen Conföderation von Anfang an am päpstlichen Hofe sehr wenigen Anklang gefunden, schon aus dem Grunde, weil

sie nothwendig voraussetzte, daß das Gebiet der Kirche eine politische Organisation erhalten mußte, welche derjenigen der andern Staaten Italiens analog war. Es ergiebt sich das deutlich aus der Verabredung der beiden Kaiser zu Villafranca, die päpstliche Regierung zu den im Interesse ihres Gebietes liegenden Reformen zu veranlassen. Aber die revolutionirte Romagna war hier ein mächtiges Hinderniß. Spoliatus ante omnia restituendus, hieß es da: man schien nicht zu bedenken, daß noch größere Verluste in Aussicht stehen könnten. Der Papst, dessen italienischer Patriotismus im Jahr 1848 so schnöde war vergolten worden, scheint seitdem allen politischen Experimenten abhold zu sein und die absolute Festhaltung bestehender, im formellen Recht begründeter Zustände mit seltener Ausdauer zur Regel genommen zu haben. Der Cardinal Antonelli, der die politischen Angelegenheiten des Kirchenstaates leitet, ist vor Allem Römer. Nun hätte aber in der neuen Combination nicht Rom, sondern das Papstthum nach seiner geistigen Bedeutung die Präponderanz erhalten sollen, ohne Zweifel mit bedeutender Einbuße an der bisherigen Gestalt seiner weltlichen Herrschaft. Oesterreich, das wegen der Verhältnisse Venedigs selbst zögerte, die Idee der Conföderation lebhaft zu ergreifen, hat auf die päpstliche Regierung offenbar nicht sehr im Sinne der französischen Propositionen eingewirkt. In Neapel herrschten beschränkte politische Gesichtspunkte; Festhalten am Statusquo, Selbstvertrauen ohne Ahnung von dem tiefen Verderbniß, welches die Revolution bereits in aller Stille in Heer und Beamtenwelt gebracht hatte, ließen von dieser Seite wenig erwarten. Die vertriebenen Fürsten von Toskana, Modena und Parma kamen nicht in Betracht. In ihren Völkern regte sich keine Theilnahme für sie, ihr Rechtsanspruch ohne Macht konnte kein Gewicht in die Wegschale einer Neugestaltung legen. Sardinien endlich hatte das größte Interesse, daß der Vertrag von Villafranca hinsichtlich der Neugestaltung Italiens nicht zur Ausführung gelange. Denn alle seine weitern Plane fielen damit ins Wasser. Dasselbe Interesse hatte auch England, der natürliche Verbündete Sardiniens, der sofort nach dem Schlusse

des Krieges seine alten Beziehungen zu Italien wieder aufnahm und in Sardinien und der italienischen Revolution einen festländischen Bundesgenossen gegen Frankreich suchte.

Die Idee der italienischen Conföderation, wie sie die Stipulation von Villafranca gewollt, fand also von allen Seiten passiven Widerstand. Der Moment, in welchem sie zur Ausführung gelangen konnte, gelangen mußte, ging vorüber. Der Beweis, daß sie vor der Hand aufgegeben wurde, lag in dem Friedensvertrage von Zürich, der einfach denjenigen von Villafranca ohne weitere Entwicklung reproducirte. Stillstand ist in diplomatischen Tractaten ebenso wie in der Natur und in der Politik dem Rückschritt gleich zu achten. Entweder mußte der Vertrag von Villafranca rasch zu definitiver Ordnung der italienischen Angelegenheiten und zu einem französisch-österreichischen Bündnisse führen, oder aber der alte Antagonismus mußte sich wiederherstellen und der Friede sich der That nach zu einem Waffenstillstand gestalten. Es erfolgte das letztere.

Aber nicht allein die italienischen Angelegenheiten waren es, die die Fortentwicklung des Friedens von Villafranca verhinderten, sondern auch die orientalische Frage hatte dabei den unverkennbarsten Einfluß. Diese ist das politische Problem des Jahrhunderts, das alle andern sich dienstbar macht. Was im Osten und Westen Europa's, in der romanischen und slavischen Welt vorgeht, ist Alles nur Vorbereitung, Einleitung, Rüstung auf den großen Kampf um das Schicksal des Orients und die davon abhängige neue Vertheilung der Macht und politischen Stellung der europäischen Völker und Staaten. Es ist offenbar, daß mit Beziehung auf diese Frage die Interessen Frankreichs und Englands in unauflösbarem Gegensatz auseinander gehen und daß beide Staaten nur so lang verbündet sein können, als es sich darum handelt, die Entscheidung hinauszuschieben, oder die einseitige Lösung der Frage durch Rußland zu verhindern, wie es im Jahr 1854 der Fall war. Nun lag aber zu keiner Zeit die Aussicht eines englisch-französischen Krieges näher, als unmittelbarnach dem Frieden von Villa-

franca. In Italien und Frankreich sah sich die Revolution getäuscht und auf dem Punkte, einer Verbindung zwischen Frankreich und Oesterreich definitiv zu erliegen. Die Stufe, die Napoleon III erstiegen hatte, schien England aufzufordern, ohne Verzug seine heranwachsende Seemacht zu vernichten, bevor es zu spät sei. Noch blieb auf dem Festland die Revolution, blieben Sardinien und Preußen als wahrscheinliche Alliirte gegen Frankreich. Jeden Augenblick konnte der Kampf ausbrechen. Um ihn zu bestehen, mußte Napoleon Rußlands und selbst des geschwächten Oesterreichs sicher sein. Und das ließ sich nur durch eine grundsätzliche Uebereinstimmung der drei Kaiserhöfe über die Lösung der orientalischen Frage erreichen. Denn hier begegneten sich ihre Interessen, gemeinsame und widerstreitende. Hier fand sich Compensation für alle anderwärts zu bringenden Opfer, hier war der gemeinsame Punkt, der sie gegen England verbinden konnte. Es läßt sich nicht bezweifeln, daß während der Monate, welche den Vertrag von Villafranca und denjenigen von Zürich trennten, auch die orientalische Frage Gegenstand diplomatischer Besprechungen oder Correspondenzen gewesen sei. Als einen praktischen Fühler nach den wahren Gesinnungen der Mächte betrachte ich den, offenbar durch Napoleon inspirirten spanisch-marokkanischen Krieg. Ohne den gleichen Schauplatz zu haben, ohne direct zur Entscheidung der Orientfrage zu drängen, unternommen von einem Staate, dessen Bedeutung in der allgemeinen europäischen Politik nur in zweiter Linie steht, beruhte er doch auf den gleichen Ideen, den gleichen geistigen Faktoren, die bei einer Lösung der orientalischen Frage hervortreten müßten, Kampf der christlichen Cultur gegen den Mohamedanismus als ein der europäischen Civilisation fremdes, sie auf allen Berührungspunkten lähmendes Element, Beschränkung oder Vernichtung der englischen Seeherrschaft im Mittelmeer. Die Ausbreitung der Spanier auf der afrikanischen Nordküste entsprach vorbildlich einer Ausbreitung der drei Continentalmächte über die Türkei; die Paralysirung Gibraltars durch die spanische Besitznahme von Tanger, Tetuan und dem Littoral der Meerenge, war ein Fingerzeig für

die Zukunft von Malta und Corfu. Auch hat man in England auf der Stelle die Bedeutung und Tragweite dieses marokkanischen Krieges begriffen und keinen Augenblick gezögert, demgemäß Stellung zu nehmen. Ein Angriff der Spanier auf Tanger, ohne welchen die ganze Sache resultatlos bleiben mußte, wurde scharf und bestimmt als Kriegsfall bezeichnet; man war entschlossen, zu den Waffen zu greifen. Dagegen fehlte viel, daß Oesterreich zu einer Veränderung seiner bisherigen orientalischen Politik gekommen wäre. So wenig es sich zu raschen, das Gemüth seiner Völker gewinnenden Schritten im Innern entschließen konnte, um den auf dem Schlachtfeld verlornen Nimbus durch einen Zuwachs innerer Kraft zu ersetzen; so wenig konnte es sich losmachen von den Traditionen Metternich'scher Politik, welche die Integrität des türkischen Reiches als eine unentbehrliche Garantie des österreichischen Länderbesitzes und der österreichischen Machtstellung in Europa betrachtete. Statt in dem aufkeimenden Leben der christlichen Völkerschaften der Türkei und in der Sympathie seiner eigenen ungarischen, slavischen, serbischen Völker ein populäres und zukunftreiches Ziel seiner auswärtigen Politik zu suchen, beharrte es auf der innigen Verbindung mit der abgelebten, verhaßten Gewaltherrschaft der Ungläubigen. Und so sah man England mittels der orientalischen Politik das Terrain in Oesterreich wieder gewinnen, das es durch seine Haltung im italienischen Kriege verloren hatte. Die Isolirung Englands für die Lösung der Orientfrage war als mißlungen zu betrachten. Und das war ein weiteres Moment, wodurch die erfolgreiche Fortentwicklung der Präliminarien von Villafranca zur Unmöglichkeit wurde. Denn eine Nichtübereinstimmung bezüglich der orientalischen Frage verhinderte wesentlich das Zustandekommen des Congresses, der das Werk des Friedens krönen sollte. Nicht einfach darum konnte es sich da handeln, den italienischen Verwickelungen eine einseitige Lösung zu geben. Der vorangegangene Kampf, war allerdings localisirt, nur zwischen zwei Großmächten, nur auf einem beschränkten Kampfplatz geführt worden. Aber diese

beiden Großmächte hatten gleichsam als Vertreter der alten und neuen Politik, der Verträge von 1815 und der Napoleonischen Ideen gefochten. Die Ausgleichung zwischen ihnen konnte nicht nur eine particulare sein, ganz Europa mußte nach diesem Kampfe neue Grundlagen des Völkerrechts sanctioniren; das gestörte Gleichgewicht der Macht mußte auf eine neue, den Verhältnissen der Zeit entsprechende Basis gestellt werden. Und dazu bot nur die orientalische Frage in Verbindung mit den im Westen Europas zum Theil schon vollzogenen, zum Theil bevorstehenden Territorialveränderungen die Möglichkeit. Congreß oder fortdauernder Kriegszustand war also die Frage. Die Ablehnung der französischen Ideen über die Neugestaltung Italiens und die Unmöglichkeit, über die orientalische Frage ein Einverständniß der Continentalmächte zu erzielen, ließ voraussehen, daß ein Congreß entweder resultatlos verlaufen oder zu Ergebnissen führen würde, welche der neu erworbenen Machtstellung Frankreichs und den gerechten Ansprüchen der Napoleonischen Dynastie ebensowenig entsprechen, als zur Sicherung eines dauernden Friedens geeignet sein würden.

In dem Augenblick da dieses klar wurde, erfolgte ein rascher, nach allen Seiten entscheidender Umschwung der französischen Politik. Sein Losungswort, der entscheidende Moment, von dem seine Ausführung datirt, war die Broschüre „Papst und Congreß."

II.

Es ist mir kein Beispiel bekannt, daß eine einfache Flugschrift, wenn sie auch einen mehr oder minder offiziellen Ursprung verrieth, augenblicklich einen ähnlichen Effekt hervorgebracht hätte wie das Büchlein „Papst und Congreß". Ob man es mit Recht oder Unrecht, wenigstens in seinen Grundgedanken, für ein Programm der kaiserlichen Politik hielt, der Erfolg war derselbe. Eine in vielen Geistern gespannte Saite wurde

dadurch plötzlich zum Anklingen gebracht. Es war ein allgemeines Gefühl, daß der Schwerpunkt der politischen Action wieder nach Italien geworfen sei. Die Aussöhnung Napoleons mit England war angebahnt, der Congreß unmöglich geworden.

Das Papstthum stund im Vordergrund der politischen Lage Europas. Niemals seit Jahrhunderten waren seine Aussichten glänzender, als nach dem Frieden von Villafranca, aber niemals auch seine Gefahren größer. Eine folgenschwere Alternative stund vor ihm. Es kam darauf an, daß es sein weltliches Fürstenthum nur als das auffaßte, was es sein soll, ein Mittel zur vollkommenen Unabhängigkeit des Hauptes der Kirche, nicht als eine Herrschaft nach den staatsrechtlichen Begriffen der Legitimität. In jenem Falle vergeistigte sich seine Stellung, es wurde der Mittelpunkt der neuen Politik, in diesem stund es auf der Seite der Unterlegenen, sie konnten ihm nicht helfen, weil sie sich selbst nicht helfen konnten. Und auch der Vertreter der neuen imperialistischen Politik konnte seinerseits es nicht gegen die italienische Revolution stützen, weil er selber von Neuem auf deren Hülfe angewiesen war.

Ein Krieg Frankreichs gegen England nämlich war unmöglich geworden, weil, wie wir bemerkten, über die italienische und orientalische Frage kein continentales Einverständniß erzielt war: es handelte sich also darum, rasch aus der Spannung herauszukommen, die für Frankreich die Gefahr involvirte, isolirt und zur Unzeit angegriffen zu werden. Nun war aber nichts im Stande, auf die öffentliche Meinung Englands einen größern Einfluß zu üben als die Hoffnung, die Sache des Papstes von Seite Frankreichs verlassen zu sehen. Nichts konnte allen Geistern eine mehr veränderte Richtung geben als die Aussicht, daß der einzige katholische Fürst, der den Kirchenstaat zu beschützen im Stande war, die Autorität des Papstes den Ideen des jungen Italiens zu opfern bereit sei. Nichts manifestirte aber auch deutlicher den Verzicht auf die Ausführung der Stipulationen von Villafranca und den neuen Bruch mit Oesterreich. Denn wie konnte dieses noch an eine Restitution

der Herzoge denken, wie sich im Besitze Venetiens gesichert halten, wenn die Ideen der offiziösen Broschüre über den Fortbestand des Kirchenstaates den Stab brachen! Nichts bezeugte in entschiedenerer Weise, daß ein neues Staatsrecht in Europa zum Durchbruch dränge, als die Verfügung über ein rechtlich anerkanntes, zum Theil noch unangetastetes Staatsgebiet im bloßen Interesse neuer politischer Combinationen.

Und auf der Stelle wurde dem in England angeregten günstigen Umschwung der öffentlichen Meinung ein nachhaltiger Impuls gegeben durch den Handelsvertrag, der den wiedererwachenden Sympathien das noch stärkere Band materieller Interessen beifügte. Die Cooperation Frankreichs in dem neuerdings ausgebrochenen chinesischen Kriege stellte eine Solidarität beider Mächte her, welche die entschlafene Allianz nochmals zum Leben erweckte. Der marokkanische Krieg wurde sofort in gewisse, England unanstößige Schranken gebannt und sobald es sich mit der Waffenehre der Spanier vertrug, durch einen resultatlosen Friedensschluß beendigt.

In Mitte der verschiedentlichen Stimmungen, welche dieser plötzliche und mit wunderbarer Energie durchgeführte Wechsel der politischen Lage hervorbrachte, Jubel der Industrie und Börsenwelt über die verschwundene Kriegsgefahr, Frohlocken Englands, des Protestantismus und der Revolution über die voraussichtliche Erniedrigung des Papstes, Verblüfftheit und Rathlosigkeit der legitimistischen Mächte, Enttäuschung Aller derer, welche eine Entwicklung der Grundlagen von Villafranca zu Gunsten der katholischen Kirche und einer lebensfähigen conservativen Politik gehofft hatten, in Mitte, sagen wir, all' dieser verschiedenartigen Gemüthsbewegungen, welche Europa von einem Ende zum andern durchzitterten, vollzogen sich fast geräuschlos zwei der wichtigsten Acte — die Annexion der Romagna an Sardinien und die Annexion von Savoyen und Nizza an Frankreich.

Wir wissen nicht, in wiefern bei den geheimen Unterhandlungen, welche den Friedensschlüssen von Villafranca und Zürich vorangingen, der Annexion von Savoyen und Nizza gedacht

wurde. Es scheint uns aber sehr viel innere Wahrscheinlichkeit vorhanden zu sein, daß sie nicht ohne Einverständniß mit Oesterreich vorbereitet wurde, so lange dieses an die Ausführung jener Friedenstractate glaubte. Denn auf der einen Seite mochte Oesterreich nicht ungerne sein, wie Sardinien diejenige Provinz verlor, welche von jeher den Kern seines Heeres geliefert hatte; auf der andern konnte doch wohl Niemand glauben, daß Frankreich einem unzuverlässigen Nachbar, der englischen Einflüssen von jeher offen gestanden und seit Jahrhunderten eine Politik treulosen Ehrgeizes verfolgt hat, sein Gebiet verdoppeln würde, ohne für sich selbst eine Compensation und die vollständige Sicherung der eigenen Grenze gegen den neuen Staat zu fordern. Auch der Plan der italienischen Conföderation erheischte mit Nothwendigkeit, daß Frankreich mit einem italienischen Besitz in derselben repräsentirt wäre, wie Oesterreich mit Venetien in dieselbe treten sollte. Die Festsetzung Frankreichs in Italien, sei es am ligurischen Littoral, sei es in Savoyen, war eine nothwendige Consequenz der durch den Krieg von 1859 gewonnenen Resultate, und es läßt sich kaum bezweifeln, daß Oesterreich sowohl aus politischem wie aus dynastischem Gesichtspunkte lieber in die Annexion von Savoyen und Nizza willigte, als in die Errichtung eines Napoleonischen Reiches in Toskana. Nur war die Frage, ob England in dieser Annexion einen Kriegsfall erblicken würde. Daher wurde sie verschoben bis entweder der Krieg aufgenommen werden konnte oder bis die Gefahr beseitigt war. Es liegt deutlich vor, wie sehr man sich in England mit dieser Annexion beschäftigt hat, während die allgemeine Spannung gegen Frankreich dauerte. Aber auf der andern Seite sehen wir auch, wie klug die französische Politik zu Werke ging, um das Werk gefahrlos zu Ende zu führen. Einen Anhaltspunkt, um der Annexion von Savoyen und Nizza aus allgemein völkerrechtlichem Gesichtspunkt und mit der Hoffnung auf Unterstützungen entgegen zu treten, bot das Verhältniß dar, in welchem die nördlichen Provinzen Savoyens zur Schweiz standen. Diese Provinzen waren nämlich durch die Verträge von 1815 in die

von allen Mächten garantirte schweizerische Neutralität eingeschlossen worden. Nicht in der Weise zwar, daß der Schweiz die Pflicht wäre auferlegt oder von ihr übernommen worden, die Neutralität Nordsavoyens wie ihre eigene zu schützen, sondern nur so, daß sie berechtigt wurde, bei Kriegen zwischen Nachbarstaaten gutfindenden Falles dieses Territorium zu besetzen. Durch diese Bestimmung hat die, vorzüglich im Vortheil des sardinischen Staates und auf sein Verlangen stipulirte Neutralität von Chablais und Faucigny für die Schweiz das specielle Interesse erhalten, daß sie ihr eine freiere Bewegung zur Deckung ihrer eigenen Südgrenze ermöglichte in Fällen wo sie die Neutratität ihres eigenen Gebietes zu bewachen hat. Aber auch nur in diesen Fällen, denn für die Eventualität eines Krieges zwischen Frankreich und der Schweiz oder zwischen Sardinien und der Schweiz finden selbstverständlich jene Stipulationen keine Anwendung. Das accessorische Interesse der Schweiz an der Neutralität Nordsavoyens ist aber ein directes Interesse für die Staaten, welche in der Neutralität der Schweiz selbst eine wesentliche Garantie des durch die Verträge von 1815 aufgestellten europäischen Gleichgewichtssystems finden. Nun traten aber gerade nicht diese direct Interessirten in erster Linie gegen die Annexion auf, sondern die Schweiz trat gewissermaßen in ihre Stellung ein: sie verwandelte dadurch ihr accessorisches Interesse in ein directes und stellte sich in den Vordergrund einer europäischen Verwicklung. Allerdings konnte man in der Schweiz den Uebergang des savoyschen Neutralitätsterritoriums an Frankreich nicht ganz gleichgültig ansehen, schon weil die Rechte, welche der Schweiz auf die eventuelle Besetzung desselben behufs Deckung ihrer eigenen Neutralität zustehen, gegenüber Frankreich der That nach jedenfalls schwieriger auszuüben sind, als gegenüber Sardinien, das in allen Fällen daraus nur Vortheil ziehen konnte. Nun war aber die französische Politik sofort darauf bedacht, dem Einspruch zuvorzukommen, welcher von der Schweiz gegen die Besitzveränderung des neutralen Gebietes erhoben werden und England einen Anlaß zu fest-

ländischen Coalitionsversuchen im Interesse des Gleichgewichts geben konnte. Man ließ Worte fallen, welche die Hoffnung erweckten, die neutralen Provinzen Chablais und Faucigny würden im Falle der Annexion Savoyens der Schweiz vollständig incorporirt werden. Man erregte damit die nationale Eitelkeit und weckte in einem Theile der Schweiz die Erinnerung an den ehevorigen, wenigstens theilweisen Besitz dieser Provinzen. Aber die schweizerischen Behörden kamen, indem sie doch den Verbindlichkeiten auszuweichen strebten, welche ein solches einseitiges Arrangement nach sich ziehen schien, auf den Gedanken, aus alten fast vergessenen Tractaten zwischen der Stadt Bern und dem Hause Savoyen ein formelles Recht der Schweiz auf Erwerbung jener Provinzen für den Fall irgend welcher Besitzveränderung abzuleiten. Sie gaben diesem Gedanken sofort in einem diplomatischen Protest gegen die Annexion jener Gebietstheile an Frankreich und in der Formulirung ihres eventuellen Anspruchs auf dieselben bei allen Garanten der Wiener-Verträge Ausdruck. Eine einflußreiche Partei gedachte ohne Zögerung durch bewaffnete Besetzung dem Anspruch einen weitern Nachdruck zu geben. Dieses kecke Vorgehen paßte allerdings wunderbar zu den Absichten Englands, sich auf dem Festlande für den Fall eines Krieges mit Frankreich Alliirte zu schaffen, die den ersten Stoß der französischen Macht auf sich zögen und einer größern Coalition den Weg bahnten. Ebenso paßte es zu diesen Absichten, daß die ganze Spitze der schweizerischen Bewegung gegen Frankreich gerichtet war, nicht gegen Sardinien, das doch, wenn man überhaupt von Rechtsverletzung sprechen wollte, der Hauptschuldige in Sachen war. Mit oder ohne Besetzung Savoyens war in jenem Momente die neutrale Stellung der Schweiz gegenüber Frankreich fast in den Zustand entschiedener Feindseligkeit übergegangen. Es läßt sich kaum annehmen, daß bei einem in damaliger Weltlage ausgebrochenen Kriege gegen Frankreich die Schweiz nicht in denselben verwickelt worden wäre. Durch die Art ihres Vorgehens in der Savoyerfrage fand sich die Schweiz, überaus merkwürdig, auf den Standpunkt der Verträge von 1815 ge-

stellt, in Solidarität mit den Legitimen, in Opposition gegen die Bestrebungen der Nationalpolitik. Doch nahm die Sache eine andere Wendung, als sich das allgemeine Verhältniß zwischen Frankreich und England durch Verständigung über die nächsten Schritte in Italien wieder herstellte und die Aussichten auf größere Complicationen für den Augenblick wegfielen. Da konnte die Annexion von Savoyen und Nizza für England nicht mehr die Bedeutung eines Kriegsfalls haben; die Continentalmächte waren theils einverstanden, theils nicht im Falle, für den Status quo zu den Waffen zu greifen. Die Schweizer wurden daher unbedenklich im Stich gelassen und mit diplomatischen Phrasen auf die Zukunft vertröstet; ihr der That nach isolirter Widerspruch konnte für die Vollziehung der Annexion kein ferneres Hinderniß bilden.

Die Annexion von Savoyen und Nizza fand ihr Correlat in der Annexion der Romagna durch Piemont. In den Artikeln der Verträge von Villafranca und Zürich war von der Abtretung sardinischer Provinzen an Frankreich keine Rede gewesen, weil nur Frankreich und Oesterreich einerseits, Piemont und Oesterreich anderseits sich mit einander vertrugen und daher eine Bestimmung über Savoyen und Nizza außerhalb des Bereichs jener Verträge gelegen war. Mag nun ein geheimes Einverständniß zwischen den drei Mächten stattgefunden haben, daß die stipulirte Cession der Lombardei von Frankreich an Sardinien die Cession Savoyen's und Nizza's von Sardinien an Frankreich zur Folge haben soll, oder mag ein solches Einverständniß nicht getroffen worden sein, immerhin war es vor Europa nicht vorhanden; vor Europa hatte Frankreich Sardinien seinen Arm zur Vertreibung der Oesterreicher ohne Entgelt geliehen, keine Territorialvergrößerung sollte Frankreich aus diesem Krieg erwachsen. Es bedurfte also vor Europa die Cession von Savoyen und Nizza eines neuen Titels. Dieser mußte sich in den Annexionen finden, welche Sardinien in Toskana und der Romagna vornahm. Die Weigerung Oesterreichs, die Lombardei direct an Sardinien abzutreten, bahnte daher wider Willen einer

französisch-sardinischen Unterhandlung über die Bedingungen der Cession den Weg. Die revolutionirten Gebiete von Toskana, Modena und der Romagna blieben in der Schwebe, um der projectirten politischen Action das Feld frei zu erhalten. Und in dem Augenblicke, da die politische Lage an den oben bemerkten entscheidenden Wendepunkt gelangt war, vollzog sich die Annexion der Romagna an Sardinien unter der Aegide des wiederhergestellten Einverständnisses mit England ohne irgend welche Schwierigkeit. Die Erweiterung der französischen Grenze erschien solchergestalt nicht als eine Folge des Krieges mit Oesterreich und der Eroberung der Lombardei, sondern als eine Folge der weitergehenden, die Verträge von Villafranca und Zürich überschreitenden Ausdehnung Sardiniens nach Süden und dessen unverhältnißmäßig anwachsender Macht.

Die sardinischen Annexionen verursachten weit weniger Aufregung als die französischen. Unter der größten Theilnahmlosigkeit verschwand der Staat der Medicäer aus der Reihe der selbständigen Gebiete Italiens: Die Gewähr, welche die Abreißung der Romagna vom Kirchenstaat durch ihre Einverleibung in die sardinische Monarchie erhielt, war weit entfernt, die katholische Welt in Aufruhr zu setzen. Es erklärt sich das ziemlich leicht. Der Anwachs der französischen Macht, zu welchem man in der Erwerbung von Savoyen und Nizza nur den ersten Schritt erblickte, erfüllte alle Mächte, gleichviel auf welchem politischen Standpunkt sie stunden, mit Besorgniß: er brachte eine Störung in dasjenige, was man bei der beschränkten, bloß auf Territorialverhältnisse gerichteten Anschauung der Diplomatie noch als das Gleichgewicht anzusehen geneigt war. Dagegen fiel die Zertrümmerung der kleinen, lebensunfähigen Staaten von Mittelitalien zu Gunsten Sardiniens bei den nordischen Mächten in keinen Betracht. Die Zerstörung der weltlichen Herrschaft des Papstes war nicht allein das höchste Interesse der Revolution, sondern auch allen nichtkatholischen Mächten ein erwünschtes Ereigniß, weil sie in den Folgen derselben die politische Desorganisation der katholischen Kirche und damit einen Zuwachs ihrer eigenen Staatsgewalt in Aussicht

hatten. Unter den katholischen Mächten aber war Frankreich, die einzige, welche in dem Moment handelnd auftreten konnte, direct in dem Spiele verflochten, Oesterreich durch die Folgen seiner Niederlage außer Stand gesetzt, eine Erneuerung des Krieges zu riskiren, Neapel im Innern bedroht und gelähmt, Spanien durch den marokkanischen Krieg und das wahnwitzige Unternehmen des Grafen von Montemolin beschäftigt. Es blieb also bei ohnmächtigen Protestationen, welche gegen die vollbrachten Thatsachen nichts vermögen, so schlagend ihre Argumente, so unbestreitbar die Rechte sein mögen, die sie für die Zukunft verwahren sollen.

Mit diesen Annexionen schloß sich gewissermaßen der erste Abschnitt der Geschichte dieses Jahres und ein momentaner Stillstand trat ein. Nochmals blieb dem römischen Hofe Bedenkzeit, ob er in die Napoleonischen Ideen eingehen wolle. Noch war in den Marken, in Umbrien, im Patrimonium seine Herrschaft unangetastet. Nochmals blieb dem König von Neapel Bedenkzeit; seine Völker gehorchten, die Revolution hielt sich zurück. Und nochmals blieb den festländischen Großmächten, Oesterreich vor allen, Bedenkzeit, ob sie in eine Aenderung ihrer Anschauungsweise der orientalischen Frage eingehen wollten oder nicht. Abermals und in dringendster Form trat diese an das christliche Europa heran, als die Nachricht von den gräuelhaften Vorgängen in Syrien erscholl.

III.

Niemals seit die Türken den letzten Rest des griechischen Volkes zu vertilgen im Begriffe stunden, ist ein schrecklicherer Weheschrei ins Abendland hinübergekommen, als derjenige der Opfer von Damaskus, Hasbeya, Zahle und Beirut. Er war geeignet, dem Brennstoff in Mitte Europas eine Ableitung nach dem Orient zu geben, die türkische Frage in den Vordergrund zu ziehen, die Differenzen in Italien zum Einverständniß zu bringen, in großmüthigen Gefühlen die Leidenschaften

der Völker und Regenten aufgehen zu lassen. Napoleon ergriff auf der Stelle den Anlaß, eine Vereinigung der europäischen Mächte über die Angelegenheiten Syriens zu provoziren, Rußland zeigte sich geneigt, einer solchen beizutreten. Die französisch-englische Allianz hing neuerdings an einem Haare. Aber da trat sofort wieder die alte Politik Oesterreichs in den Angelegenheiten des Orients hervor: mit Preußen, mit England wurden Verhandlungen angeknüpft, um eine großartige Unternehmung unter der Aegide Frankreichs zu verhindern. Die Aufrechthaltung der Türkenherrschaft trug abermals den Sieg davon über eine Gemeinsamkeit christlichen Gefühls, über die Wahrung der Interessen des Kreuzes. Kleinlichte Formfragen führten die Sache auf den Weg langsamer diplomatischer Verhandlungen und damit zum Scheitern. Die Angelegenheiten Italiens, das Mißtrauen gegen Frankreich wogen schwerer, als die Möglichkeit, in einer großen gemeinsamen Unternehmung gegen die Feinde der christlichen Cultur die Grundlage zur Versöhnung des heimischen Streites zu finden. Selbst der heilige Vater konnte in seinem Antwortschreiben an die syrischen Bischöfe es nicht über sich bringen, Angesichts der furchtbaren Drangsale der syrischen Christen von der Bedrängniß seiner weltlichen Herrschaft zu schweigen. Welch' eine erhabene Stellung wäre es gewesen, wenn Pius IX gerade in diesem Augenblick an die gesammte Christenheit, Fürsten und Völker, ein Wort gesprochen hätte, um die Initiative zu unterstützen, die der französische Kaiser zur Rettung der Christen des Libanons ergriffen hatte, wenn er, der eigenen Bedrängniß uneingedenk, die katholischen Staaten aufgerufen hätte, sich in jenem großmüthigen Unternehmen an denjenigen anzuschließen, der ihm selbst wehe gethan! Der Graf von Chambord grüßte aus der Ferne die französischen Fahnen, die in den Orient zogen und die edelmüthige Weise, wie er in seiner Lage es that, gewann ihm viele Herzen. Aber wie viel größer müßte die Wirkung gewesen sein, wenn der heilige Vater sich vom römischen Curialstyl emanzipirt und der Welt gezeigt hätte, daß mitten in Trübsal und Beraubung seine Sorge für die Christen

über der Sorge für das Kirchengut stehe, daß große, weltbewegende Gedanken vom Stuhle Petri ausgehen, auch wenn er von Stürmen in seiner nächsten Nähe erschüttert wird.

Aber allenthalben sah man in der plötzlich aufgetauchten Krisis der orientalischen Angelegenheiten nicht einen Anlaß zur Vereinigung und Versöhnung, nicht ein Feld gemeinsamer politischer und militärischer Thätigkeit, sondern nur eine Verlegenheit der französischen Politik, die man alsbald nach der Weise der alten Diplomatie auszubeuten strebte. Die deutschen Fürsten und Minister eilten in Conferenzen zusammen, zwischen Wien und Berlin wechselte man Depeschen über Depeschen; wohlgefällig sah England die alten Werkzeuge seines Einflusses auf dem Continent sich wieder zur Verfügung. In Rom suchte der General Lamoricière eine Armee zu organisiren, welche die französischen Truppen daselbst überflüssig machen sollte. Der Moment ging abermals vorüber. Da begann ein neuer Abschnitt der Geschichte dieses Jahres. Wieder war der Kaiser Napoleon genöthigt, vor der englischen Politik zurückzutreten: die Expedition nach Syrien schrumpfte auf kleine Dimensionen zusammen. Der Brief des Kaisers an seinen Gesandten in London spricht eine unverkennbare Wehmuth aus über das Mißtrauen, das allen seinen Schritten folgte, über die kleinliche Chikane, die seine großen Entwürfe vereitelte. Und fast gleichzeitig ging Garibaldis Expedition, nun nicht mehr durch Frankreich zurückgehalten, nach Sicilien ab. Es war dieß ohne allen Zweifel eine Concession an England, das durch Garibaldi in Süditalien festen Fuß fassen wollte. Aber als die Erfolge des glücklichen Condottiere ins Unglaubliche gingen, die Elemente der europäischen Revolution sich um ihn als um einen selbständigen, von Napoleon unabhängigen, ihm fast feindlichen Mittelpunkt zu sammeln begannen, da erfolgte ohne Zögerung der französische Gegenzug: die piemontesische Armee rückte in das Gebiet des Kirchenstaates ein, das kleine Heer Lamoricières unterlag dem Verrath und der Uebermacht und unaufhaltsam ging der Strom weiter nach Neapel hinunter, um Garibaldi die Frucht seiner Siege zu entreißen. Um so mehr begünstiget

das Glück dieses Manöver, daß Victor Emanuel gerade in dem Augenblick ankam, wo die Erfolge Garibaldis zu Ende waren und die Piemontesen ihm als Retter vor unvermeidlicher Niederlage erscheinen mußten.

Zweierlei war durch diesen Feldzug der Piemontesen erreicht. Der Papst und der König von Neapel, welche der Neugestaltung Italiens nach Napoleonischen Ideen beharrlichen Widerstand entgegengesetzt hatten, waren ihrer letzten Hülfsquellen beraubt. In eine kleine Ecke ihrer Gebiete zurückgedrängt hatten sie kein Mittel mehr, eine selbständige Offensive zu ergreifen. Niemand wagte zu ihrer Rettung einen Schritt. In Oesterreich drohte die ungarische Revolution, Preußen war durch England im Zaume gehalten, Polen fing an, sich gegen Rußland zu bewegen. Die Unmacht des monarchischen Europas, ohne Frankreich oder England ein Princip zu vertheidigen, lag am Tage. Und die Monarchen von Oesterreich, Rußland und Preußen sorgten durch die fruchtlose Conferenz von Warschau dafür, diese Thatsache zur vollen Evidenz zu bringen. Das war das Erste.

Die Früchte der Siege Garibaldis in Sicilien und auf dem neapolitanischen Festland fielen in die Hände Sardiniens: von einer selbständigen Organisation der italienischen Revolution außer dem Einfluß Cavours und des Kaisers von Frankreich konnte nicht mehr die Rede sein. Die Hoffnungen Englands auf jeden unmittelbaren Gewinn im Süden der Halbinsel zerrannen. Das war das Zweite.

Und so waren denn die außerordentlichsten Erfolge erreicht, ohne daß außer der italienischen Halbinsel ein Schuß wäre abgefeuert worden. Alle alten Staaten waren am Ende des Jahres 1860 vom Boden Italiens verschwunden. In Gaeta und Messina behauptet sich mit wenigen Getreuen der König Franz, in Rom und dessen Umgegend hielten die Franzosen einen Schatten päpstlicher Herrschaft aufrecht, sonst war von der Südspitze Siziliens bis an die Alpen die Herrschaft Victor Emanuels proclamirt, ein italienischer Großstaat, wie er seit den Tagen der letzten Carolinger nicht mehr bestanden hat.

Jahrhunderte alte Gewohnheiten der Völker waren in wenigen Monaten umgeschaffen, das Werk der Centralisation, das in Frankreich viele Menschenalter in Anspruch genommen, in Deutschland seit Marimilian I und Carl V nicht einmal mehr versucht worden, in Oesterreich nach zehnjährigem stillen Kampf in die Brüche gegangen ist, vollzog sich, uralt eingewurzeltem Leben zum Trotz, nach seinen äußern Umrissen wenigstens, im Lauf eines einzigen Jahres in Italien. Alle Faktoren, die geeignet sind, dem Werke die Gewähr gewaltsamer Festhaltung zu geben, wurden in rascher Folge geschaffen, Conscription, Einheit der Gesetzgebung, feste und populäre Zielpunkte einer auswärtigen Politik. Eine neue Großmacht trat geharnischt mitten in das erstaunte Europa, fast ohne daß dieses wußte, woher sie gekommen war.

Fragen wir, welches die geistigen Träger dieser gewaltigen Entwicklung waren, so müssen wir antworten: es waren zwei Ideen der Napoleonischen Politik — die Ideen der Nationalität und der demokratischen Monarchie.

Und wie ungeheuer war nicht die Nachwirkung dieser italienischen Geschichten auf die allgemeinen Weltverhältnisse. Sie riefen in Ungarn Bewegungen hervor, welche das ganze Gebäude der österreichischen Monarchie erschütterten. Sie erweckten die fast vergessene Nationalität von Polen. Sie erneuerten die erstorbene Hoffnung der christlichen Völkerschaften des osmanischen Reiches, die jetzt von der Revolution erwarten, was sie lange umsonst von den Fürsten des Abendlandes verlangten. Sie verschafften dem Napoleonischen Frankreich ein furchtbares Vorwerk und Alliirte durch alle Länder Europas. Sie zersetzten die Grundlagen der Existenz aller Staaten, von der republikanischen Schweiz bis zum autokratischregierten Czarenreiche. Sie bedrohten in ihren Folgen die ganze politische Organisation der katholischen Kirche. Und Alles das ohne einen großen Kampf, wie er der kirchlichen Reformation des sechszehnten Jahrhunderts folgte, der Neugestaltung Europas durch den westphälischen Frieden und dem Wiener Congreß voranging. Welches Jahr der neuern Geschichte der europäischen Menschheit hat solche Resultate aufzuweisen?

IV.

Wir haben bisher versucht, in einem allgemeinen Ueberblick die wichtigsten Ereignisse des Jahres 1860 in dem Zusammenhange darzustellen, der nach unserer Auffassung ihnen zu Grunde liegt. Aber wir haben unterlassen, eine Würdigung des moralischen Gehalts der Zwecke und Mittel, welche bei diesen Entwickelungen zu Tage traten, ein Urtheil über den Charakter der handelnden Personen und der staatlichen Actionen in den Kreis unserer Betrachtung zu ziehen. Ein solches Unternehmen wäre überaus schwer, schon aus dem Grunde, weil eine Menge von Thatsachen, welche die Erscheinungen bestimmen, die sich vor unsern Augen vollziehen, niemals zur allgemeinen Kenntniß gelangen und es offenbar nicht ausreichend ist, alle geschichtlichen Vorgänge lediglich an dem Maßstabe des formellen Rechts zu messen. Doch ist es gerade diese subjektive Würdigung der Thatsachen und der handelnden Personen, welche unter den Zeitgenossen zumeist die Stellung der Parteien und die Richtung der öffentlichen Meinung bestimmt. Wir können daher nicht unterlassen, auch von diesem Gesichtspunkt aus einige Rückblicke auf das reiche und großartige Schauspiel zu werfen, das dieses Jahr uns darbietet. Dazu scheint eine allgemeine Betrachtung insbesondere aufzufordern.

Wir haben, wenn der Ausdruck erlaubt ist, eine rein menschliche Geschichte vor uns. Keines jener unerwarteten, aller Berechnung entrückten Ereignisse, wodurch die Vorsehung oft sichtbar und fühlbar in die Weltgeschicke eingreift, hat in diesem Jahre die Entwicklung menschlicher Absichten unterbrochen. Die Pläne einer weltumfassenden Politik schienen mit bedächtigen und sichern Schritten ihrem Ziel entgegen zu schreiten. Wenn sie Hindernisse fand, die sie nicht sofort zu bewältigen vermochte, veränderte sie zeitweilig die Richtung ihres Fortgangs, aber sie kam auf jedem Wege dem Ziele näher. Aller Widerstand schien gelähmt. Die große Gestalt Napoleons III steht an der Spitze aller Entwickelungen der Gegenwart. Alle Fäden scheinen in seiner Hand zusammen zu laufen: mit der Macht verbindet er das Genie, mit dem Genie das ge-

heimnißvolle, zauberhafte Glück eines steten Gelingens. Die Einen sehen in ihm den Träger einer dämonischen Gewalt, dem die Vorsehung alle Werkzeuge zur Unterdrückung des Rechts in die Hand gelegt habe, die Andern erblicken in seiner Laufbahn den Triumph des menschlichen Gedankens und Willens. Seine Zwecke und Mittel erscheinen Vielen als ein unergründliches Räthsel, Andere finden darin eine volle und ganze Folgerichtigkeit, Niemand aber macht ihm die erste politische Stellung in der Zeitgeschichte streitig. Jeder Widerstand, komme er aus der Tiefe der Revolution oder von den Höhen der Throne, ist bis zur Stunde an ihm gescheitert.

Aus den Schriften, die Napoleon in der Verbannung und in der Gefangenschaft schrieb, wie aus seinen Handlungen, seitdem er auf dem mächtigsten Throne der Christenheit sitzt, ergiebt sich unverkennbar die Absicht, das politische System Europa's umzugestalten, es aus den Schranken der dynastischen Verträge von 1815 herauszuführen auf natürliche, den innern Verhältnissen der Völker entsprechende Grundlagen. An die Stelle der conventionellen Staatenbildungen soll das Naturverhältniß der Nationalitäten als Basis der neuen Eintheilung Europa's treten. Nicht so, daß alle Enclaven aus ihrem Verbande losgerissen, Sprachinseln, wie sie da und dort vorkommen, ihren entfernten Stämmen angeschlossen werden sollten: nur im Ganzen und Großen kann das Princip Anwendung finden, dessen Gedanken sich nach unserer Meinung dahin formulirt, daß eine als volksmäßiges Ganzes auf einem größern zusammenhängenden Territorium lebende Nation nicht durch eine andere, ihr fremde, beherrscht werden soll. Wenn es sich in einer Zeit allgemeiner Auflösung um neue Staatenbildung handelt oder wenn es überhaupt um ein Princip zukünftiger Gestaltungen zu thun ist, kann dieser Idee offenbar ihre innere Berechtigung nicht abgesprochen werden. Denn ein civilisirter Staat erfordert als die Bedienung seines Gedeihens ein gemeinsames Volksbewußtsein und dieses ist in den meisten Fällen ein Product der Nationalität. Sehen wir auf die Verhältnisse der Gegenwart, so sind in dieser Beziehung allerdings die ro=

manischen Stämme im Vortheil. Frankreich und Spanien haben seit Jahrhunderten Alles, was in ihre politischen Gränzen kam, durch die Kraft des überwiegenden Nationalgeistes sich assimilirt; selbst in Italien vermochte kein fremdes Volkselement festen Fuß zu fassen. Frankreich und Spanien haben durch ebendieselbe Kraft sich zu politischer Einheit und Macht ausgebildet; nur in Italien war äußere Gewalt erforderlich, um zur innern Einheit der Nationalität auch die politische Einheit durchzuführen. In den slavischen und germanischen Stämmen drängt das nationale Gefühl seit Langem zur Einheit; aber die Mischung der Völker und die territorialen und confessionellen Verhältnisse stehen dem Durchbruch des Gedankens zur Wirklichkeit in weit höherm Maße entgegen als bei den romanischen. Im Ganzen läßt sich vom allgemeinen Standpunkt aus nicht verkennen, daß der Gedanke nationaler und politischer Einheit einer Jahrhunderte alten Sehnsucht der Völker entspricht, die überall lebendig ist, wo nicht einzelne Theile eines Volkstammes sich zufolge besonderer Verhältnisse losgetrennt, in neue Verbindungen organisch eingefügt und sich ihrer ursprünglichen Nationalität im Laufe der Zeit vollständig entfremdet haben, wie das z. B. in England, in der Schweiz, in den Niederlanden und wohl selbst in Elsaß und Lothringen der Fall ist.

Aber nicht allein eine Veränderung der Territorialgränzen liegt in der napoleonischen Idee, sondern auch eine Veränderung der Grundlagen aller Regierung. Die demokratische Monarchie sollte das Problem der Vereinigung von Freiheit und Ordnung lösen, die Einheit und Autorität der Staatsgewalt mit dem Willen des Volkes, die Stabilität der Dynastien mit der Anerkennung der Rechte der Völker verbinden. Eine Grundlage der öffentlichen Gewalt, welche nicht neu und unerhört in der Geschichte, sondern vielmehr der Ursprung fast aller regierenden Dynastien des monarchischen Europa, aber seit Jahrhunderten vor servilen Theorien in Vergessenheit gerathen ist. Nun war es allerdings in Frankreich, wo die Revolution die Krone in den Staub geworfen hatte, am leichtesten und natürlichsten, dieser Regierungsform Eingang zu verschaf-

sen, weil sie da als eine Rettung der Gesellschaft erschien. Aber das Beispiel ihrer Erfolge mußte elektrisch durch Europa wirken. Man sieht, welchen Einfluß es auf Italien hatte. Die Dynastie Savoyen ist nicht aus dem allgemeinen Stimmrecht hervorgegangen; aber indem sie das Princip des allgemeinen Stimmrechts für sich aufrief und einen nationalen Zweck zum Programm ihrer äußern Politik machte, gewann sie Bestand in allen Kreisen des Volkes. Auf einem ähnlichen Boden steht die Monarchie in Belgien und es läßt sich nicht verkennen, daß sie da in allen innern und äußern Krisen eine bewunderungswürdige Festigkeit bewährte. Die Idee der demokratischen Monarchie verdrängte aus Frankreich, Belgien und Italien die Republik. Die Revolution, welche allen andern Regierungen die Republik entgegengehalten hatte, wurde der demokratischen Monarchie dienstbar. Ein großes Resultat, das jedem Herrscher in mehrerm oder minderm Maße zu erreichen möglich war. Es war nicht nothwendig, sich wie Victor Emanuel mit schnöder Gewaltthat zu beflecken und das allgemeine Stimmrecht selbst zur Karrikatur zu machen: man durfte dem Beispiel des Königs Leopold folgen, welcher, durch die Freiheit groß geworden, zu jeder Zeit mit getrostem Muthe an sein Volk appelliren durfte. Aber die dynastische Politik verwarf in jeder Form die Idee der demokratischen Monarchie eben so entschieden, wie sie jeder Veränderung der politischen Karte Europa's widerstrebte.

Nun kann man allerdings fragen, welches Recht denn eine in sich selbst vollkommen begründete politische Theorie gegenüber den äußern, auf Verträgen und völkerrechtlichen Stipulationen beruhenden Rechtszuständen habe, ob überhaupt eine Nothwendigkeit oder ein Anlaß vorhanden sei, auf eine Umgestaltung der positiven Verhältnisse Europa's zu dringen, oder ob alle Bewegung, die sich nach dieser Richtung hin fühlbar macht, nur ein Vorwand napoleonischen Ehrgeizes, ein Ziel des allgemeinen Umsturzes sei.

Viele betrachten die Sache in dem letztangedeuteten Lichte; sie meinen, es sei das Ziel Napoleons, das stolze Gebäude des

ersten Kaiserreichs in seiner alten Ausdehnung wieder aufzurichten. Wenn wir auch an die Uneigennützigkeit der französischen Politik ebenso wenig, als an diejenige jeder andern glauben, so bezweifeln wir doch dieses schon deßhalb, weil die Weltherrschaft des ersten Napoleon, insofern sie außer die Gränzen der romanischen Stämme hinausging, eher ein Produkt des Widerstandes als des eigenen Ehrgeizes war. Wo es unmöglich war, durchzudringen mit seinen Ideen bei den alten Dynastien und Diplomaten, da hat er sie durch Prinzen seines Hauses, Minister und Generale seiner eigenen Schule ersetzt, um seinen Feinden die Mittel des Widerstandes auf Tod und Leben gegen seine ganze Existenz zu entziehen. Aber eine Kräftigung fand das erste Kaiserreich in jenen transrhenanischen und transalpinischen Filialen nicht, selbst in Spanien und Neapel nicht: es läßt sich kaum erwarten, daß der Neffe dem Oheim auf den Wegen folge, die dieser wider Willen gehen mußte, sofern nicht die gleiche Nothwendigkeit ihn dazu führt.

Es kommt uns überhaupt vor, als ob Napoleon III mehr in den Bahnen Richelieu's als in denen Napoleons I wandle. In der That, wenn wir in Ranke's französischer Geschichte die geistvolle und treffliche Ausführung der innern Verwaltung und der auswärtigen Politik des großen Cardinals bewundern, erstaunen wir über so manche Züge treffender Aehnlichkeit. Auch Richelieu, der mit tiefer Kenntniß des französischen Geistes die absolute Gewalt des Königthums begründete, die Parlamente ihrer politischen Bedeutung entkleidete, die Großen, die Wortführer der damaligen Zeit demüthigte, die Hugenotten besiegte, Frankreich seine Weltstellung gab, rief auswärts alle jene Momente zu Hülfe, welche seiner innern Politik geradezu entgegengesetzt waren; die verschiedensten Standpunkte fanden in ihm ihre Stütze und wurzelten mit allen ihren Interessen in seiner Macht. In Catalonien und Portugal begünstigte er den Aufstand provinzieller Selbständigkeit gegen die königliche Gewalt, in England lähmte er das Königthum durch seine Verbindung mit der parlamentaren und puritanischen Opposition, in Deutsch-

land unterstützte er den Protestantismus, dessen politische Stellung er in Frankreich vernichtet hatte; vor dem Beginn seines eigenen großen Krieges gegen Spanien und Oesterreich verschaffte er sich durch seine Verbündeten und Protegirten bedeutsame Erwerbungen an der Reichsgränze. Weder der Impuls zu gewaltigem Aufschwung alles Lebens im Innern, noch die Schöpfung imposanter Streitkräfte zur See, noch die Politik, die die Mittel nur aus dem Gesichtspunkt des Erfolgs beurtheilt, wenn sie dem großen nationalen Zwecke dienen, fehlen in dem Bilde. Ja selbst das Verhältniß zum Papste bietet schlagende Analogien. Indem Richelieu den spanischen Einfluß aus Italien und vom römischen Hofe zu verbannen strebte und sich dazu aller Mittel der Gewalt bediente, ließ er doch eine directe Bedrohung des Papstes durch die Protestanten nicht zu. Indem er beharrlich nach der Würde eines Legaten des römischen Stuhles in Frankreich trachtete, um mit der weltlichen auch die geistliche Macht gegenüber dem widerstrebenden Klerus zu erlangen, protestirte er ausdrücklich gegen den Plan eines Schisma, den seine Gegner ihm vorwarfen. Indem er die Ansprüche klerikaler Unabhängigkeit durch die Staatsgewalt niederhielt und in der Litteratur bekämpfen ließ, unterdrückte er doch jeden Angriff auf den Primat des Papstes. Mag man die Gestaltung der damaligen Weltverhältnisse als durch seine Staatskunst ins Leben gerufen betrachten oder seinen Antheil daran auf gewandte Benutzung der Ereignisse reduciren; soviel ist gewiß, daß sie unter seiner Einwirkung in jenen Zustand unauflöslicher Verwirrung geriethen, der nur durch den großen Congreß zu Münster und Osnabrück beseitigt werden konnte, welcher, indem er seine Zielpunkte zur Ausführung brachte, die neue Gestalt Europa's auf zwei Jahrhunderte hinaus begründete und die Fundamente eines neuen Völkerrechts legte.

Nun ist allerdings Richelieu in eine Zeit hineingekommen, wo die Gegensätze, zwischen die er sein neues politisches System warf, noch mit voller Lebenskraft sich bekämpften, eine Epoche gewaltiger Kämpfe auf dem Felde des Geistes und der

Waffen. Er hatte es zu thun mit der Feinheit der Staatskunst, welche das spanische Cabinet auszeichnete, mit großen Feldherren, welche an der Spitze schlagfertiger Heere stunden, mit tiefer religiöser Begeisterung, für welche kein Opfer zu groß war. Das ist allerdings heutzutage anders. Es ist weit davon, daß Napoleon dieselbe Kraft des Widerstandes sich gegenüberfände, wie sie Richelieu entgegen stund. Keine continentale Großmacht verfügt über eine im Volksleben wurzelnde, von religiösen Motiven getragene Macht, wie sie damals das Haus Habsburg in Spanien und Oesterreich besaß. Aber umgekehrt sind die Elemente der Zersetzung dieselben und sie schließen sich allenthalben mit eben derselben Consequenz heutzutage an das imperialistische Frankreich wie damals an das bourbonische.

Viele glauben, man würde leicht wieder zu befriedigenden Zuständen gelangen, wenn nur durch eine allgemeine Action der alten Monarchie der große Störefried auf dem französischen Throne gestürzt wäre. Allein sie vergessen zweierlei. Erstlich, daß nicht seit der Thronbesteigung Napoleons III die Unruhe in Europa, der Einbruch des alten Staats- und Völkerrechts begonnen hat, sondern daß gerade umgekehrt jener zweite December der erste wirksame Schritt aus einer ganz Europa bedrohenden Anarchie heraus war, daß er allen Staaten, die von der Revolution zerrissen waren, die Möglichkeit verschaffte, wieder zur innern Consolidirung zu gelangen, daß ein Sturz des Napoleonischen Thrones Frankreich und damit Europa von Neuem unvermeidlich in die Hände der destructiven Revolution geben würde. Zweitens, daß die alte Monarchie, die Theorie der Legitimität und der Herrschaft von Gottesgnaden eben keine innere Lebensfähigkeit mehr an den Tag legt, daß also auch bei einem augenblicklichen Erfolge ihrer Waffen wohl Zerstörung, nicht aber neuer Aufbau möglich wäre, daß die Elemente fehlen, um auf die Grundlage der Restauration ein solides Gebäude des europäischen politischen Systems zu errichten. Es läßt sich daher nicht wohl leugnen, daß, wenn eine Neugestaltung der allseitig erschütterten Verhältnisse Europa's zum Bedürfniß

geworden, eine solche nur auf Grundlagen erfolgen kann, welche selbst die Bedingungen der Lebensfähigkeit bieten, indem sie das Produkt des Jahrhunderts sind, wie es zu ihrer Zeit diejenigen waren, aus denen der westphälische Friede hervorging.

Wir sehen durch die Bewegung eines Vierteljahrhunderts die politische Ordnung Europa's erschüttert vom atlantischen Meere bis zum Ural, alle staatlichen und Territorialverhältnisse in Frage gestellt, das Gefühl der Unsicherheit allgemein verbreitet, bald da bald dort in hellen Flammen auflodernd, die Ahnung großer Veränderungen elektrisch durch alle Völker dringend. Der Schluß aus Allem muß dahin gehen, daß entweder ein allgemeiner Krieg die Dinge zur Reife führen oder daß die Intelligenz und Selbstbeherrschung Derjenigen, welche die Macht in ihren Händen halten, auf dem friedlichen Wege einer großen völkerrechtlichen Transaction die Ausgleichung der Gegensätze finden müsse.

Als Napoleon III unter Beistimmung der französischen Nation die kaiserliche Würde annahm, traten die politischen Ideen der Gegenwart in seiner Person verkörpert an die Spitze eines großen Volkes: es schien leicht, ihnen den Eingang in das allgemeine Staats- und Völkerrecht Europa's zu verschaffen, ohne daß sich gerade durch einen Krieg ihre Macht erproben müßte. Einmal auf dem Wege völkerrechtlicher Verhandlung zur Grundlage neuer Zustände geworden, schienen sie eine Aera allgemeinen Friedens verbürgen zu müssen. Daher das Wort: „das Kaiserreich ist der Friede!" das seitdem so oft und unseres Erachtens ohne Grund bespöttelt wurde. Denn es kommt uns nicht vor, als ob dieses Programm des Kaiserthums von Anfang an nicht ernst gemeint gewesen wäre. Wie oft ist nicht von Frankreich aus einem Congresse zu friedlicher Revision der Verträge von 1815 gerufen worden. Welcher Monarch hat wie Napoleon III die Principien seiner Politik bei jedem Anlaß vor der Welt vertreten und begründet? Nach jedem großen Erfolge der Politik oder der Waffen ist die Frage

des Congresses neuerdings angeregt, bei jeder eintretenden Verwicklung die grundsätzliche und fundamentale Regulirung der Differenzen zwischen den europäischen Staaten auf's Tapet gebracht worden. Die neuen internationalen Grundsätze über das Seerecht, welche in Paris vereinbart wurden, geben Zeugniß von der ganzen Bedeutung, welche das Programm: „das Kaiserreich ist der Friede!" erhalten konnte, wenn ihm die Möglichkeit der Entwicklung gelassen wurde. Aber man war eben an den Höfen und in den Cabinetten weit entfernt, mit den Grundlagen, die das kaiserliche Frankreich für die Herstellung eines dauernden, innern und äußern Friedens vorschlug, sich befreunden zu können; man wollte jenem weder eine geistige noch materielle Hegemonie zugestehen, man ergab sich unklaren Hoffnungen auf die Möglichkeit einer Restauration, man zählte auf die vis inertiae.

Aber ein Princip, wie dasjenige, worauf das neue Kaiserreich gebaut ist, muß entweder durchdringen in der allgemeinen Richtung der Zeit oder es muß untergehen. Von zwei Seiten bedroht, von der Revolution auf der einen, von der Legitimität auf der andern, gab es für dasselbe keinen Stillstand. War die friedliche Ausbreitung seiner Ideen und deren Uebergang ins europäische Leben nicht möglich, so war der Krieg unvermeidlich. Und er kam, nicht ein allgemeiner, großer, aber nicht weniger entscheidend. Die Staatskunst und das Bedürfniß der Völker localisirte ihn, erst im Orient, dann in Oberitalien; aber da und dort war er ein Krieg der Principien, die Wirkung des Sieges und der Niederlage ging über ganz Europa hinweg. Jedes Jahr schuf neue Situationen, neue Animositäten, immer weiter kam man ab von der Idee einer allgemeinen, umfassenden, friedlichen Revision des europäischen Staats- und Völkerrechts und doch kehrte sie immer wieder. Aber die Dinge sind indessen nicht stille gestanden. Die Grundlagen, auf denen das heutige Frankreich beruht, haben weithin auf die Völker gewirkt, die öffentliche Meinung hat mehr und mehr sich ihnen zugewendet. Und das bewirkte allerdings auf natürlichem Wege eine Annäherung zwischen

der Napoleonischen Politik und der Revolution. Denn allenthalben, wo sich Nationalitäten fanden, die ihre Selbstständigkeit verloren, aber das Gefühl für dieselbe behalten hatten, schloß sich die Revolution, durch das Beispiel der italienischen Vorgänge ermuthigt, an die Nationalitätsidee, welche jedenfalls einen weitern Anhängerkreis hat, als die demokratische Republik. Und sie that das in der richtigen Berechnung, daß sie in dieser Form das nationale und demokratische Kaiserthum nicht gegen sich haben könne.

So war es also vorzüglich der Mangel an Initiative auf Seite der dynastischen Politik selbst, was die Parteistellung Frankreichs in den europäischen Verhältnissen bestimmt hat. Und merkwürdig ist es, den Weg zu verfolgen, den jene Ideen im Lauf des Jahres 1860 gemacht haben. Während in Ungarn, Polen, den Donauländern ꝛc. die Revolution aller Zukunft baar war, so lange sie bloß antidynastische und republikanische Zwecke verfolgte, ist sie da auf einmal allenthalben zu einer Macht herangewachsen, seitdem sie das Programm der nationalen und demokratischen Monarchie angenommen hat. Während über jene weiten Gebiete hin am Ende des vorigen Jahres noch ein hoffnungsloses Parteigetriebe ging, sehen wir heute schon in deutlichen Umrissen ein ungarisches, polnisches, bulgarisch-rumänisches Reich am Horizont erscheinen, mit derselben politischen Stellung im europäischen Staatensysteme wie zur Zeit Ludwigs XIV. und Johann Sobiesky's. Durch die Entwicklung der Ereignisse in Italien hat das revolutionäre Princip eine formgebende Macht gewonnen.

Und wo ist die Kraft des Widerstands geblieben? Wir sehen Oesterreich nach einem Friedensjahre mehr zerrüttet als unmittelbar nach seiner Niederlage im Felde. Der alte Staat scheint jede Lebenskraft verloren zu haben. Die Concessionen die er mit freigebiger Hand an seine Völker austheilt, finden kein Verständniß mehr. Ueberaus merkwürdig ist es zu sehen, wie weniges Vertrauen, wie geringen Enthusiasmus das kaiserliche Diplom vom 20. October hervorzurufen vermochte, wäh-

rend die wenigen Zugeständnisse, welche der Kaiser Napoleon seither der freien Bewegung in seinem Reiche gab, tausend Zukunftshoffnungen zu erwecken und die große Masse derer, die im Stillen grollten, zu versöhnen im Stande waren. Es gingen eben diese als freier, fast unerwarteter Entschluß aus einer ganz ungefährdeten Lage hervor, sie waren die Erfüllung eines Programms, mit dem die Monarchie begonnen hatte; jene dagegen erschienen als abgenöthigte Systemsveränderung im Augenblick der äußersten Bedrängniß, nicht als ein Zeichen der Kraft, sondern als ein Bekenntniß der Schwäche. Und Deutschland ist auch während dieses Jahres um keinen Schritt der Macht und einheitlichen Wirkung näher gekommen, deren es für neue Kriegsgefahren bedarf. Rußland sieht seine Kräfte gelähmt durch den Uebergang aus Jahrhunderte alten socialen Zuständen in neue, zu deren Verständniß die Masse seines Volkes noch nicht reif zu sein scheint. England endlich findet, daß die alten Staaten des Continents, die vordem seine Kriege gegen Frankreich ausgefochten, schwach geworden, zu diesem Dienste nicht mehr taugen. Es wendet sich daher den neu erstehenden Bildungen zu und bemüht sich, wetteifernd mit Frankreich, dieselben bald möglichst in fertiger, für Handel und Verkehr und Waffendienst Sicherheit bietender Gestalt erstehen zu lassen. Ein einheitliches Italien kann unter gewissen Verhältnissen England einen starken continentalen Stützpunkt gegen Frankreich, ein wiederhergestelltes ungarisch-polnisches Reich dieselbe Convenienz für den Antagonismus Englands gegen Rußland bieten. Von den beiden Mächten aus, die sich unter den gegenwärtigen Weltverhältnissen allein noch mit Erfolg die Wage halten können und deren entgegengesetzte Interessen bei der endlichen Lösung der orientalischen Frage unausweichlich zu einem großen Kampfe führen müssen, erhalten daher aus ganz entgegengesetzten Motiven die nationalen Bestrebungen in Italien, Ungarn, Polen bald offenen bald stillen Vorschub.

In den östlichen Ländern ist es bisher bei der Propagation der Ideen, der Vorbereitung zur Handlung geblieben, in

Italien dagegen hat das Jahr 1860 ihre volle Wirksamkeit gesehen.

V.

Fragen wir nach der äußern Berechtigung der Thatsachen, welche im Laufe dieses Jahres die Einheitsbewegung in Italien vollzogen; so müssen wir ohne Zweifel bekennen, daß eine solche nicht im entferntesten vorhanden war, weder nach dem positiven Recht der Staaten, noch zufolge des Friedensvertrags von Zürich. Indem wir an diese Ereignisse den Maßstab des Rechts und der Moral legen, unterscheiden wir doch einigermaßen unter den verschiedenen Theilnehmern derselben. Wir sehen die Revolution und die sardinische Regierung direct, Frankreich und England indirect dabei thätig. Wir sind geneigt, der Revolution, welche in den einzelnen Territorien auf die Vertreibung der legitimen Regierungen mit dem Zwecke, die Einheit und Freiheit von ganz Italien zu begründen, hinwirkte, relativ die meiste Berechtigung zuzugestehen, während wir dagegen das Verfahren Sardiniens als die schlechteste Rolle in der ganzen Sache ansehen müssen und darin auch nicht einmal von der Großartigkeit etwas finden, die oft das Verbrechen mit einem glänzenden Schimmer umgiebt.

Wir bestreiten durchaus nicht, daß die Bewegung der Geister in Italien seit einer Reihe von Jahren auf die politische Einheit des ganzen Italiens hindrängte; wir anerkennen, daß seit dem letzen Kriege diese Gesinnung allgemein und überwiegend geworden, daß ihr eine gewisse innere Berechtigung nicht abzustreiten ist. Wir glauben ebenfalls darauf hingewiesen zu haben, daß diese Gesinnung sich aus früherer republikanischer Tendenz vollständig der Idee der demokratischen Monarchie zugewendet hat. Dieser Wechsel konnte nun allerdings nur demjenigen italienischen Fürsten zu Gute kommen, welcher unter den obwaltenden Verhältnissen allein im Stande war, die Idee zu vertreten: Victor Emanuel mußte nicht

wegen sondern trotz seiner persönlichen Eigenschaften das geistige Haupt der Italiener werden. Aber gleichzeitig war er doch kraft äußern Rechts der König eines unter dem bisherigen Völkerrecht stehenden Reiches, dessen Gränzen durch alte und neue Verträge bestimmt gezogen waren. Und die übrigen italienischen Fürsten befanden sich genau durch die gleichen formellen Rechtstitel im Besitze ihrer Länder und ihrer Regierungsgewalt. War auch Italien innerlich, geistig, Eins geworden, so verblieb doch seine äußere Scheidung in verschiedene Staaten eine vor dem Völkerrecht unbestreitbare Thatsache. Um diese aufzuheben gab es, von freier Uebereinkunft abgesehen, zwei Mittel, Revolution und Krieg. Zu der erstern waren offenbar nur die Unterthanen jedes Fürsten berufen. Wir kannten bisher keine Theorie, welche so weit ginge, das Recht der Revolution, wenn man überhaupt von einem solchen sprechen will, über den Kreis der Angehörigen eines Staatsgebiets hinaus zu erstrecken. Es würde dieses in der That dem Princip der Selbstbestimmung der Völker geradezu widerspechen. Ein Volk nach der politischen Bedeutung des Wortes ist nur da, wo ein selbstständiges Staatsgebiet. Nun steht das Urtheil, ob es mit seinen Verhältnissen zufrieden, doch offenbar nur bei diesem Volke, und kann ihm nicht von außenher octroyirt werden, ohne daß es aus einer Art der Unfreiheit in die andere geriethe. Wir geben allerdings zu, daß in der Praxis gewaltsame Revolutionirung selbstständiger Staaten zuweilen vorgekommen ist, in der Weise daß sich auswärtige Bestrebungen mit einer Partei im Lande verbunden und durch bewaffneten Ueberfall die Regierung des Landes in die Hände einer solchen Partei gelegt haben. Niemand aber wird aus solchen Vorgängen einen Fortschritt der demokratischen Selbstbestimmung der Völker abzuleiten im Stande sein, sofern man anders den Begriff des Volkes als den Inbegriff der ein gegebenes selbstständiges Staatsgebiet erfüllenden Individuen festhält. Thut man aber das nicht, sondern legt man den Begriff der Nationalität demjenigen des Volkes zu Grunde, so müßten z. B. die französischen Kantone der Schweiz jeden

Augenblick gewaltsamer Revolutionirung von Seite Frankreichs, Elsaß und Lothringen, Liefland und Kurland ebensolchen Unternehmungen von Seite Deutschlands offen stehen.

In Italien nun waren die Verhältnisse ganz ebenso. Die Provinzen des Kirchenstaats und Neapels befanden sich zu Sardinien in keinem andern Verhältniß als der Kanton Tessin zu ebendemselben Staate, oder als die französischen Schweizerkantone zu Frankreich. Eine Revolution in Neapel und im Kirchenstaat mußte daher, wenn sie wirklich unter diesen Begriff fallen sollte, von dem Volke dieser Provinzen gegen seine Regierungen ausgehen; Sardinien konnte dabei nichts zu thun haben. Die Annexion mußte, wenn das Unternehmen gelang, die freie That jener Völker sein. Daß die paar Fremdenregimenter in Rom und Neapel eine einstimmige oder von der großen Mehrheit einer Bevölkerung von zehn Millionen ausgehende Manifestation hätten verhindern können, ist eine mehr als lächerliche Voraussetzung. Nach rein revolutionären Principien hatte daher offenbar Sardinien weder Recht noch scheinbaren Vorwand, sich in die Angelegenheiten Süd- und Mittelitaliens zur Herbeiführung der italienischen Einheit einzumischen.

Blieb also der Krieg und das Recht der Eroberung. Aber auch der Krieg hat unter civilisirten Völkern seine Gesetze, die ihn von bloßer Freibeuterei unterscheiden, Gesetze welche unter dem Schutz der öffentlichen Moral und des allgemeinen Rechtsbewußtseins stehen, wenn auch kein anderer Richter ihre Beobachtung sichert. Eines der unbestreitbarsten Gesetze auf diesem Felde ist, daß kein Krieg ohne Absage an den Gegner, mit dem man bisher im Frieden gestanden, begonnen werden dürfe. Die neuere Zeit kennt wenige Beispiele, daß dieses Gesetz der Ehre in so schamloser Weise verletzt worden wäre, wie bei dem Zug der sardinischen Heere in das römische und neapolitanische Gebiet. Aber Sardinien, sagt man, wollte ja keinen Krieg gegen jene Staaten, sondern nur Befreiung der Völker von ihren Tyrannen. Aber diese Tyrannen waren nun einmal durch das europäische Völkerrecht

anerkannte, im ruhigen Besitz ihrer Herrschaft stehende Regenten, gegen welche in jedem Fall die Beobachtung der Kriegsregeln geboten war. Die nachmals unter dem Druck einer siegreichen Invasionsarmee ausgeführte lächerliche Volksabstimmung konnte jedenfalls den Charakter des Krieges und der Eroberung nicht verändern, am wenigsten das Brandmal feiger Verrätherei von demselben entfernen.

Schwieriger zu charakterisiren ist der indirecte Antheil, den Frankreich und England an den italienischen Ereignissen genommen haben. Die allgemeine Meinung hat den Kaiser Napoleon verantwortlich erklärt für alle Treulosigkeit, welche diese italienischen Entwickelungen begleitet hat. Nach unserer Meinung mit Unrecht. Denn es darf als feststehende Thatsache betrachtet werden, daß von dem Augenblicke an, wo die allgemeinen europäischen Verhältnisse Frankreich zwangen, auf den Fortbestand der englischen Allianz Bedacht zu nehmen, der Kaiser in den italienischen Angelegenheiten nicht mehr freie Hand hatte. Der Grundsatz der sogenannten Nichtintervention, welcher Frankreich und Oesterreich dem Unternehmen Garibaldis auf Sizilien passiv zusehen ließ, war ein Gebot der englischen Allianz, welche jenes für den Augenblick sich zu erhalten, dieses für die Zukunft sich zu sichern trachtete. Die englische Politik bestimmte Napoleons Haltung gegenüber den italienischen Bewegungen bis zu dem Augenblick, wo er gegen Garibaldis Erfolge die sardinische Armee ins Feld rücken ließ. Wir haben auch gesehen, wie englische Kriegsschiffe die Landung auf Sizilien deckten. Wir bemerken dieses nicht, um die französische Politik von dem Vorwurfe der Zweideutigkeit freizusprechen; wir möchten diesen nur in gerechterm Maßstabe vertheilt wissen. Von dem Augenblicke an, wo dem Könige von Sardinien gestattet wurde, mit seiner Armee in die Geschicke der Staaten von Mittel- und Süditalien einzugreifen, während Oesterreich und Spanien das gleiche unter Kriegsdrohung versagt war, darf der proklamirte Grundsatz der Nichtintervention überhaupt als eine unwürdige Spielerei qualificirt werden. Zwar halten wir dafür, daß der berühmten Depesche

Grammonts eine Bedeutung beigemessen wurde, die ihr mit nichten zukam. Aber dennoch können wir uns nicht verhehlen, daß die scheinbare Opposition Frankreichs gegen den Einmarsch der Piemontesen auf päpstliches Gebiet zur schnellen Vernichtung der Armee Lamoricières das meiste beigetragen hat. Wir wissen ferner, daß das scheinbare Verbot an die sardinische Flotte, an dem Angriff auf die Position des Garigliano Antheil zu nehmen, die Niederlage der neapolitanischen Armee und die Zurückdrängung des Königs Franz in eine hoffnungslose Defensive zur Folge hatte. Wenn wir also auch der Meinung sind, daß die Napoleonische Politik in vieler Beziehung allzustrengem Urtheil unterliege; so könnten wir doch im Einzelnen ihre Wege nicht überall mit unsern Begriffen von Recht und Moral übereinstimmend finden. Doch dürfen auch hier die allgemeinen Verhältnisse der Zeit nicht außer Betracht fallen, welche auf Große wie auf Kleine ihren Einfluß erstrecken.

Recht und Moral beruhen auf unveränderlichen, durch die Hand Gottes und die Stimme des Gewissens in jedes Menschenherz geschriebenen Gesetzen; keine Veränderung der Zeiten und der Verhältnisse kann diese Grundgesetze umkehren oder außer Kraft setzen. Allein wie die Anwendung des Rechtsbegriffs durch die Gesetze und Verträge, welche die positiven Zustände bestimmen, zu verschiedenen Zeiten, bei verschiedenen Völkern und auf verschiedenen Stufen der Civilisation eine andere ist; so läßt sich auch nicht verkennen, daß der Begriff der Moral in seiner Anwendung für den Maßstab des menschlichen Verhaltens je nach dem Laufe der Zeiten in der allgemeinen Meinung verschiedentlich aufgefaßt worden ist. Die persönliche Freiheit ist, unbestreitbarer als jedes andere, ein dem Menschen innewohnendes Urrecht, und doch gab es Zeiten, wo die Sclaverei nach positiven Vorschriften fast über die ganze civilisirte Welt ein unangefochtener Rechtszustand war; ja es giebt heutzutage noch republikanische Völker, in deren Rechtsinstitutionen die Sclaverei einen wichtigen Faktor bildet, und wo sie nicht nur von der Gesetzgebung geschützt, sondern auch von der öffentlichen Meinung lebhaft und leidenschaftlich vertheidigt

wird. Der Todschlag wird nicht allein durch das positive Gesetz zum Verbrechen gestempelt, sondern auch durch das natürliche Gesetz der Moral verdammt, und doch gab es Zeiten, in deren öffentlicher Meinung die Blutrache als Pflicht galt, und noch heutzutage ist dem Christenthum zum Trotz in Mitte Europa's auf den großen Inseln des Mittelmeers die Anschauung von der moralischen Zuläßigkeit der Vendetta nicht erstorben. Wahrheit und treue Einhaltung gegebenen Wortes ist zweifellos ein Gebot nicht allein der christlichen, sondern überhaupt der menschlichen Moral; nichts destoweniger galten in den Tagen der Wiederherstellung heidnisch-klassischer Cultur im Zeitalter der Mediäer jene Tugenden als das Erbtheil der Barbaren und die Lehren, welche Machiavelli in seinen berühmten Büchern vom Fürsten von der Republik aufstellt, waren weit entfernt, die Mißbilligung der Zeitgenossen zu erregen.

Wir wollen damit sagen, daß es Zeiten, Verhältnisse und dadurch bedingte Civilisationsepochen giebt, wo nicht etwa Roheit, sondern vielmehr gerade Ueberfeinerung die reinen Begriffe von Moral und Recht zwar nicht vollständig aus dem allgemeinen Bewußtsein drängen, aber sie dem Erfolge dienstbar machen und im Leben gegen das Interesse gewisser, die Gemüther mächtig bewegender Zwecke zurücktreten lassen. Unsere Tage scheinen mehr als irgend eine Zeit an den Höhepunkt des römischen Lebens im Zeitalter des Augustus oder an die glänzende Epoche der neuerstandenen klassischen Cultur im Mittelalter zu erinnern. Die materiellen Genüsse haben sich zu eben der beherrschenden Macht erhoben. Die geistige Bewegung sucht ebenso unbefriedigt nach neuen Mittelpunkten ihres Strebens, sie emancipirt sich ebenso leicht von den Grundsätzen, die vordem als unantastbare Basis der gegenseitigen Beziehungen in der Gesellschaft galten. Dem Gewinne wird die bürgerliche Tugend, vermeintlicher Befreiung die Heiligkeit geordneter Rechtszustände unbedenklich untergeordnet. Mit der Begierlichkeit, welche laxe Grundsätze praktisch entschuldigt, wetteifert die Theorie, auf die sich in weiten Kreisen die öf-

fentliche Meinung normirt. Das Gebiet der hohen Politik bot von jeher schlüpfrigen Wegen in Beziehung auf Moral und Recht ein strafloses Feld; man darf sich nicht verwundern, wenn die allgemeine Richtung der Zeit auf demselben ihre vornehmste Entwicklung findet. In der gewaltigen Zeit der Religionskriege nach der Glaubenstrennung sind die Meinungen über die Rechtmäßigkeit gewaltsamer Revolutionen zum Zweck der Erreichung oder Erhaltung der höchsten Güter der Menschen in manigfaltigen Theorien ausgebildet worden, sie haben in allen Ländern des mittlern und südlichen Europa's mehr oder minder die Massen der Völker durchdrungen. Die Geschichte erzählt uns eine Menge von Handlungen, aus den edelsten und größten Motiven hervorgegangen, unter allgemeinem Beifall vollführt, die in unsern Tagen eine ganz verschiedentliche Beurtheilung erfahren würden. Dieselben Theorien sind in ganz anderer Richtung wiedergekehrt, da, statt wie damals die religiösen Bekenntnisse, gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts politische Ideen als der Mittelpunkt des Denkens und Wollens der Völker auftraten. Die gräßlichsten Folgerungen wurden aus den unbestreitbarsten Vordersätzen gezogen, die ruchlosesten Thaten erschienen im Gefolge von Proklamationen, welche die erhabensten und edelsten Grundsätze verkündeten. Es reicht nicht aus, bei der Betrachtung solcher Zeiten die Leidenschaft und Bosheit der Menschen zu beklagen, wir müssen eine Verwirrung der Begriffe von Recht und Moral als den Erklärungsgrund einer Menge von Erscheinungen annehmen, welche, an sich verdammungswürdig, dennoch den Beifall der Zeitgenossen fanden.

Ebenso waren die Ansichten über das Recht der Einmischung in die Verhältnisse und Streitigkeiten anderer Staaten im Laufe der Zeit der allermerkwürdigsten Wandelung unterworfen. Wir brauchen nur unsern Blick auf die allgemeine Solidarität der religiösen Kämpfe des sechszehnten Jahrhunderts in Deutschland, Frankreich, Niederland, Italien und Spanien, auf die wechselseitigen Züge der Deutschen, Spanier, Schweizer, Schweden zur Hülfe ihrer Religionsgenossen zu werfen und damit die Grundsätze der absoluten Nichtinterven-

tion zu vergleichen, welche sich in politischen Bewegungen der neuern Zeit geltend machten.

Durch alle Zeiten herab hat sich in der großen Politik der gleichwohl von Jedermann verleugnete und perhorrescirte Grundsatz geltend gemacht, daß für die Erreichung großer Staatszwecke auch die Anwendung von Mitteln erlaubt sei, welche die Moral in dem Verkehr der Menschen als solcher nicht billigen kann. Durch Jahrhunderte herab folgt er, gleichsam ein dämonischer Begleiter, den lichtern Wegen der Civilisation. Wir sehen die größten Staatsmänner aller Zeiten auf diesem Wege ihre Erfolge erringen: die Bemühung, zu ihrer Rechtfertigung in gewundenen und eleganten Deductionen dasselbe zu sagen, was Machiavelli mit erschreckender Einfachheit und Offenheit ausspricht, enthüllt uns ein merkwürdiges Spiel des menschlichen Geistes auf allen Stufen seiner Entwicklung. In den scharfsinnigen Dissertationen, welche zur Zeit des letzten Valois den Tyrannenmord vertheidigten, erscheint das gleiche Princip, wie in den fanatischen Predigten der englischen Puritaner und in den plumpen Expectorationen, durch welche Cavour und Victor Emanuel ihre verrätherische Treulosigkeit beschönigen. In den völkerrechtlichen Beziehungen unseres Jahrhunderts haben die englischen Staatslenker sich von jeher jenen Grundsatz zum Führer genommen: man scheint das zu vergessen, wenn man der französischen imperalistischen Politik, die ihn mit größerer Gewandtheit und in bessern Formen handhabt, den Fluch des Jahrhunderts zuwirft. Nur das läßt sich sagen, daß die letztere jenen Grundsatz populärer gemacht hat, indem sie ihn nicht zu krassen, egoistischen Zwecken, sondern zu Gunsten weltbewegender Ideen in Anwendung bringt. Um so gefährlicher ist dieses allerdings für die öffentliche Moral, weil gerade in jenen Ideen und in den Interessen, die sich daran knüpfen, ein starkes Motiv liegt, den Abscheu zu vermindern, welcher sich im allgemeinen Bewußtsein gegen die Handlungen einer ungeraden, winkelzügigen Politik erhebt. Mag man aber von den einzelnen Handlungen, wodurch sich die kaiserliche Politik ihre Erfolge gesichert hat, denken wie

man will, so viel ist sicher, daß sie niemals durch offizielle Kundgebungen verderbliche Doktrinen in Schutz genommen, mniemals von der Höhe der Autorität herab die Lehren der Treulosigkeit proklamirt hat.

Die merkwürdigste Erscheinung dagegen, welche in dieser Beziehung in unsern Tagen vorgekommen, ist unstreitig das Sendschreiben des englischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten an das sardinische Ministerium über die Verhältnisse Italiens. Hier wird das sogenannte Selbstconstituirungsrecht, die Befugniß der Völker, eine ihnen mißliebige Regierung fortzuschaffen, das Recht der Revolution, wie es bisher bloß theoretisch war aufgestellt und zuweilen praktisch angewendet worden, durch einen förmlichen diplomatischen Act als integrirender Theil des europäischen Staats- und Völkerrechts proklamirt. Die Befugniß eines auswärtigen Fürsten, zur Vollendung einer solchen Revolution mitzuwirken, die Intervention seiner Streitkräfte, selbst ohne die gebräuchlichen Formen der Absage in die Wagschale des Kampfes zwischen Fürsten und Unterthanen zu werfen, wird förmlich anerkannt und als ein Gesetz des Rechts und der politischen Moral hingestellt. Aber nicht allein ist dieses England weit entfernt, auch eine offizielle, bewaffnete Intervention anderer Fürsten zu Gunsten der durch die Revolution bedrohten Monarchen zuzugeben, sondern es gesteht auch jener Theorie mit Beziehung auf seine eigenen Völker keine Gültigkeit zu. Weder will es eine Revolution der Irländer, Jonier oder Indier gegen die englische Mißregierung gestatten, noch im Falle einer solchen die Intervention Frankreichs oder Rußlands zu Gunsten der Unterdrückten und zur Befreiung von einer ihrer Nationalität fremden Regierung gerechtfertigt finden. Schamloser als das Vorgehen Sardiniens gegen die Staaten des Papstes und des Königs von Neapel ist diese englische offizielle Erklärung, welche als Recht constituirt, was man gegen sich selbst unter ganz gleichen Verhältnissen nicht als Recht anerkennen will. Denn so lange jene Unthaten ohne diese Anerkennung für sich dastunden, mochten sie auf die öffentliche Moral keine andere

Wirkung äußern, als jeder gewöhnliche Raub, der von der strafenden Gerechtigkeit nicht erreicht wird. Die englische Erklärung aber, welche gegenüber dem französischen, russischen, preußischen und österreichischen Protest jene Vorgänge nicht allein als vollendete Thatsachen anerkannte, sondern es unternahm, dieselben vor dem Recht und der Moral zu rechtfertigen, muß alle Begriffe von Recht und Unrecht, von Tugend und Laster in Verwirrung bringen. Indem sie die Invasion fremden Gebiets von Staatswegen, bewaffnete Unterstützung innerer Aufstände von Außen autorisirt, treten faktisch alle andern Staaten in die gleiche Berechtigung und das Faustrecht ist neuerdings durch ganz Europa verkündet.

Wohl sind ähnliche Gewaltthaten in der neuern Geschichte Europa's vorgekommen und man verkündet nun triumphirend deren Autorität. Wilhelm von Oranien führte ein fremdes Heer ohne Absage gegen seinen Schwiegervater nach England hinüber und verschaffte dadurch dem innern Aufstande, der die Krone seinem Hause gab, Halt und Sieg. Ludwig XIV vollzog seine Reunionen mitten im Frieden auf verrätherische Weise. Friedrich II nahm Schlesien ohne Kriegserklärung weg. Aber dort war es der noch nicht ausgefochtene Kampf der Confessionen, wo das Interesse der Religion alle Informalitäten decken und selbst die kindliche Pietät in den Hintergrund drängen sollte, was die Invasion des Hauptes der Reformation entschuldigen mußte; hier schützte man angebliche historische Rechtstitel vor, um die unrechtmäßige Besitznahme nicht unter dem Titel des Krieges erscheinen zu lassen. Dennoch hat die Geschichte ihr Urtheil gesprochen und man sollte meinen, der Fortschritt menschlicher Civilisation bringe es mit sich, nicht in der Gegenwart Wege zu rechtfertigen, die man in der Vergangenheit verdammen muß.

VI.

Sehen wir nun aber ab von der moralischen Würdigung

der einzelnen Momente in der Entwicklung der italienischen Dinge und betrachten wir sie objectiv aus dem Gesichtspunkte politischer Nothwendigkeit, so erhalten wir ein ganz anderes, nicht minder interessantes Bild.

Wir sehen in Italien einfach das Feld, auf dem sich Frankreich und England bei allem äußern Zusammengehen in der Stille auf Tod und Leben bekämpfen.

Seit Langem ist es ein unverrücktes Ziel der englischen Politik, auf der appenninischen Halbinsel einen ähnlichen Einfluß zu gewinnen, wie derjenige ist, den es in Constantinopel behauptet. Das langgestreckte, küstenreiche Italien mit seinen trefflichen Häfen und seinen großen Hülfsquellen im Innern, hat in dem westlichen Becken des Mittelmeeres eine nicht geringere Bedeutung als das illyrische Dreieck im Osten. Die Stellung der Spanier in Neapel und Mailand verschaffte dieser Macht lange Zeit hindurch die Herrschaft des Meeres und gab ihr das Uebergewicht in den Verhältnissen des mittlern und südlichen Europa. Zur Zeit des ersten Napoleon haben die Engländer sich auf Sicilien festgesetzt und seitdem haben sie Italien nicht mehr aus dem Auge gelassen. Die Zerstückelung des Landes in kleine Fürstenthümer konnte ihnen nur insofern conveniren, als sie die Bedeutung Italiens überhaupt neutralisirte. Daß die Regenten dieser Gebiete durch Familienverbindung und politischen Standpunkt andern Einflüssen folgten, konnte ihnen nur solange gleichgültig sein, als die continentale Macht, welche da das Uebergewicht hatte, gleichsam als ihr natürlicher Alliirter gegen Frankreich zu betrachten war. Ein einheitliches und starkes Italien unter seinem directen Einfluß mußte in Zeiten erneuerter kriegerischer Eventualitäten dem englischen Interesse vorzüglich entsprechen. Schon die Verwirrungen des Jahres 1848 fanden daher England überall in Italien thätig. Wir sahen seine Agenten in Turin, in Toskana, in Neapel, in Sicilien. Jenes Interesse konnte sich nur steigern, seit unter dem zweiten Kaiserreich die französische Marine einen mächtigen Aufschwung gewann, und der Territorialbesitz Frankreichs sich an der ligurischen Küste ausdehnte. Die Be-

strebungen der italienischen Nationalpartei und Englands trafen in dem Ziel eines einheitlichen und unabhängigen Italiens zusammen. Für jene war es ein Zweck, für diese ein Mittel. Es läßt sich nicht verkennen, daß ein im Gegensatz zu Oesterreich und Frankreich gebildetes unabhängiges Italien auf lange Jahre hinaus auf die Allianz Englands angewiesen wäre. England hätte kein Interesse, dessen innere Freiheit zu beeinträchtigen, wohl aber ein mächtiges Interesse, es gegen Frankreich wie gegen Oesterreich zu schützen. Denn die Entwicklung Italiens unter englischem Einfluß würde die ganze Stellung Frankreichs im mittelländischen Meere ebenso gefährden, wie diejenige Oesterreichs im adriatischen Meere: es würde Italien, wie die Türkei für England eine Hauptfigur auf dem Schachbrett der europäischen Politik werden. Unter den alten Fürsten war dieses Ziel niemals zu erreichen, indem der Norden Italiens den Süden neutralisirte, und eben das Ganze zu keiner Macht gelangen konnte. Insofern der französisch-österreichische Krieg von 1859 den Einfluß Oesterreichs in Italien brach, förderte er die Absichten Englands; aber indem er Frankreich die italienische Entwicklung in die Hände zu geben schien, lief er denselben entgegen. Die Idee der italienischen Conföderation, welche der Tag von Villafranca brachte, drohte vollends das Resultat langjähriger Bestrebungen zu vernichten: offenbar wäre dieser dem englischen Einfluß in Italien über die Maßen gefährlich geworden. Wir haben bemerkt, wie nahe an den Ausbruch offenen Krieges die dadurch bewirkte Spannung streifte und wie sie erst dann beseitigt schien, als jene Idee thatsächlich aufgegeben und den Einheitsbestrebungen ein neues Feld eröffnet wurde, auf dem zugleich der religiöse Antagonismus der Engländer gegen Rom Nahrung zu finden hoffte. Wie genau stimmen nicht die Absichten der Engländer und Italiener zusammen bei der Garibaldischen Unternehmung, welche gegen die Verbindung Sardiniens mit Frankreich, gegen die Richtung, welche Cavour den italienischen Einheitsbestrebungen zu geben bestrebt war, ein Gegengewicht schaffen sollte. Es war der nochmalige Versuch, ein einheitliches Italien ohne

und wider den französischen Einfluß zu erzielen. Das Gelingen desselben kam einer unmittelbaren Bedrohung Frankreichs gleich. Wie konnte dieses, ohne einen Krieg, den es in der damaligen Weltlage mit Erfolg nicht unternehmen durfte, sich gegen diese Gefahr schützen? Man möchte antworten: durch Unterstützung der bestehenden Regierungen gegen die Revolution und das Freibeuterthum. Aber dagegen ist zweierlei zu bedenken. Erstlich waren die bestehenden Regierungen und Dynastien ohne Ausnahme auf Seite Oesterreichs und wenigstens in moralischer Opposition gegen Frankreich gestanden. Vor und bald nach dem Kriege von 1859 wieder hing es aber nur von England ab, sich die österreichische Allianz zu sichern, und im ersten Augenblick, wo diese zu Stande kam, stund das dynastische Italien England zu Gebote. Indem Napoleon Hand geboten hatte zur Vertreibung Oesterreichs und der ihm befreundeten Fürsten, hatte er dadurch gleichzeitig die eine Seite der Gefahr, die ihm von englischem Einfluß auf der Halbinsel drohte, bewältigt. Sollte er sie nun mit ungewisser Aussicht auf Dankbarkeit wieder herstellen, der Penelope gleich, die ihr eigenes Gewebe auflöste? Sollte er dieses thun, nachdem seine Idee der Conföderation, die ein lebenskräftiges Italien, frei vom englischen Einflusse schaffen sollte, Mißtrauen und Widerstand gefunden hatte? Zweitens: die Regierungen in Italien, mit Ausnahme der sardinischen, waren eben nicht Meister in ihrem Lande, sonst hätten sie im Kriege von 1859 Oesterreich unterstützt; die wirkliche Macht lag in der Hand der Revolution und diese ging Hand in Hand mit den Zwecken der englischen Politik. Die Unterstützung der bestehenden Regierungen in Mittel- und Süditalien hätte also Frankreich nur geschwächt, ohne ihm als Aequivalent einen Machtzuwachs zu verschaffen, gerade wie es im Jahr zuvor Oesterreich ergangen war. Es blieb also nichts anders übrig, als auf das Feld, wo die wirkliche Macht war, sich zu stellen, durch das augenblickliche Interesse die Nationalpartei gegenüber England zu gewinnen, ein einheitliches Italien unter Cavour dem einheitlichen Italien unter Garibaldi und Mazzini entgegenzusetzen. Das Werkzeug dazu, der

Prügeljunge, war Victor Emanuel mit seinem Staate und seiner Armee. Ein, auch von diesem Standpunkte aus besehen, überaus merkwürdiges, allerdings nicht gefahrloses Spiel. Denn das nachhaltige Interesse wird über kurz oder lang Sardinien und mit ihm das einheitliche Italien wieder in die Hände Englands treiben, Cavour wird Garibaldi weichen müssen. Aber für diesen Fall dient die Verlängerung des Kampfes um Rom und Gaeta, dient die Aussicht auf Venedig. Auch sehen wir in diesem Augenblicke wieder Frankreich und England um die Wette thätig, die Königin der Adria dem italienischen Königreich zu verschaffen. England will es nicht darauf ankommen lassen, daß Victor Emanuel nochmals in den Fall komme, Frankreichs Hülfe anzusprechen: aus allen Kräften sehen wir seine Politik bemüht, Venedig auf dem Wege des Verkaufs Oesterreich zu entreißen. Aber in letzter Linie hat auch Frankreich noch keine der neuen Erwerbungen Sardiniens in Mittel- und Süditalien förmlich anerkannt; Sardinien selbst mußte es herbeiführen, daß der Papst und der König von Neapel in den letzten Zufluchtsorten ihrer Souveränetät den französischen Kaiser als ihren Protektor betrachten, während die Dauer und Sicherheit der sardinischen Annexationen auch ihrerseits von seinem Willen abhängt, um so mehr, als er Sorge getragen hat, in Savoyen und am Fuße der Seealpen sich die Thore Italiens offen zu halten. Das letzte Wort Frankreichs in Italien ist noch nicht gesprochen, Alles bisherige scheint uns nur Auskunftsmittel des Augenblicks.

VII.

Von der Action der Throne und Cabinette auf die Entwicklung der Geschichten dieses Jahres wenden wir uns zu einem Manne, der mitten im Volke stehend eine über Alle hervorragende Rolle gespielt hat — Garibaldi.

Wir trauen uns Unbefangenheit genug zu, um die Stellung dieses außerordentlichen Mannes zur Zeitgeschichte kühl zu beurtheilen. Weder die Großartigkeit seiner Resultate darf

uns dabei bestechen, noch die Illegalität seiner Stellung und seiner Mittel nach den anerkannten Rechtsbegriffen uns beirren. Garibaldi ist ein Mann der Revolution, der sich außer den Schranken alles positiven Rechts bewegt: er giebt sich dafür und behauptet nicht, auf einem völkerrechtlichen Standpunkt zu stehen. Gerade der Umsturz des bisherigen Völkerrechts und der bisherigen, auf Verträge begründeten Territorialeintheilung Italiens und anderer europäischen Staaten ist sein ausgesprochener Zweck. Für sich selbst nimmt er weder den Schutz der Verträge noch des Völkerrechts überhaupt in Anspruch. Keine Art der Heuchelei oder Doppelzüngigkeit ist da vorhanden. Sein politisches Glaubensbekenntniß, Einheit Italiens und Krieg Allen, die diesem Zweck entgegenstehen, ist zugleich sein offener Absagebrief an die ganze Welt. Die Geradheit und Rechtlichkeit seines Charakters, die strenge Disciplin, die er aufrecht hält, die Uneigennützigkeit seines Lebens sind Tugenden, die in seiner Lage Aufmerksamkeit und Bewunderung erregen, aber an sich ihm noch keine besondere Bedeutung geben würden, allgemeine menschliche Eigenschaften, deren Besitz er mit vielen Andern theilt. Auch seine kriegerischen Erfolge in Sicilien und Neapel dürfen nicht lediglich nach ihrer blendenden Außenseite gemessen werden. Heer und Flotte des Königs von Neapel waren längst von revolutionären Einflüssen durchwühlt. Die Auflösung der Schweizerregimenter hatte den festen Kern der neapolitanischen Armee vernichtet. Die Verschwörungen zogen sich durch alle Schichten der Bevölkerung bis in das königliche Haus hinein. Das Nichtinterventionsprincip, das von Frankreich und England für die Angelegenheiten der Halbinsel proklamirt war, hinderte jede Unterstützung der legitimen Regierungen durch auswärtige Mächte, ließ aber den unter englischen und sardinischen Auspizien mit dem Aufwand großer Geldmittel betriebenen freiwilligen Unterstützungen der innern Revolution und der Garibaldischen Expedition den weitesten Spielraum. Es mögen wohl nicht minder fremde Elemente sich in Garibaldi's Armee befunden haben, als in derjenigen des Königs Franz. In umfassendster Weise angelegte Verrätherei erleichterte jede Unternehmung.

Ziehen wir aber auch Alles das in Betracht, so bleibt dennoch genug übrig, um Garibaldi nach Napoleon III die bedeutendste Stellung in der Geschichte des Jahres 1860 zu sichern.

Nach Jahrhunderten ist es zum ersten Male wieder vorgekommen, daß eine Privatunternehmung ohne staatlichen Rückhalt einen entscheidenden Einfluß auf die politischen Geschicke Europa's erhielt. Die Condottieri in Italien, die Landsknechte und die Schweizer im sechszehnten Jahrhundert haben auf eigene Faust Staaten gestürzt und Fürsten erhoben; aber seitdem hat Europa Aehnliches nicht wieder gesehen. Wallenstein, der seine bewunderte Armee schuf und mit ihr fast als unabhängiger Gebieter Krieg führte, war doch des Kaisers anerkannter Feldherr. Kossuth, der vor zehn Jahren aus einem Privatmann sich zum Herrn des Kriegs und Friedens in Ungarn emporschwang, verfügte doch nur über das organisirte Heer und die Hülfsquellen eines der Revolution bereits gewonnenen Landes. Garibaldi aber zog mit einer Freischaar von 1200 Mann zum Angriff eines noch seinem Fürsten gehorchenden Landes, einer Armee, die über hunderttausend wohlorganisirte Krieger zählte. Kein Staat hatte sein Unternehmen offen adoptirt, keine Regierung sein Ziel anzuerkennen gewagt, als seine erste Expedition auf zwei Schiffen über ein von der neapolitanischen Flotte bedecktes Meer dahin schwamm. Diese Thatsache allein genügt, eine tiefgehende Revolution der socialen Zustände an seinen Namen zu knüpfen. Seitdem der Staat alle Fäden des Lebens ergriffen, die Armeen alle Wehrkraft in ihre Rahmen aufgenommen, hat der Einzelne wohl im Dienste seines Landes wirken oder als Haupt innerer Revolutionen auftreten und die öffentliche Gewalt in seine Hände bringen können; aber daß ein Freischaarenführer von Außen her Staaten umstürzen, Länder erobern konnte ohne Stütze einer völkerrechtlich anerkannten Autorität, das war bei dem politischen Zustand Europa's ungedenkbar und, solange eine Solidarität der Regierungen zur Aufrechthaltung internationaler Rechtsverhältnisse bestand, mit demselben auch nicht vereinbar.

Aber nicht der Gedanke, noch die Kühnheit der Unterneh-

mung, nur der Erfolg hat dem Namen Garibaldis die welthistorische Bedeutung gegeben.

Vor fünfzehn Jahren wurde eine Unternehmung versucht, welche mit derjenigen Garibaldi's bis auf den Erfolg eine merkwürdige Aehnlichkeit hat, der Zug Ochsenbeins gegen Luzern. Die Kantone der Schweiz waren damals selbstständige Staaten, die nur durch ein föderatives Band nach Außen vereinigt waren. Ein innerer Aufstand war in Luzern mißlungen, wie vor Garibaldi's Expedition der Aufstand in Sicilien. Mit Hülfe einiger Flüchtlinge, die sich bei jenem Aufstand compromittirt hatten, organisirte Ochsenbein unter Connivenz dreier Kantonsregierungen, aber von keiner offen unterstützt, von jeder öffentlichen Gewalt verläugnet, ein mit Waffen und Artillerie wohlausgerüstetes Heer. Auf fremdem Boden rüstete er es in der Stille aus und betrat damit an einem schönen Morgen das Gebiet des Kantons Luzern. Seine Mittel waren größer als die Garibaldi's, der zu erwartende Widerstand kleiner. 6000 Mann zählte seine Schaar, er rechnete wie jener auf Einverständnisse im Lande. Diese fand er nicht und doch hing das Gelingen an einem Haare. Was wäre wohl erfolgt, wenn die Expedition Ochsenbeins damals gelungen wäre? Fünfzehn Jahre früher hätte das Princip individueller Einwirkung auf die Schicksale der Staaten seine Auferstehung gefeiert, fünfzehn Jahre früher wäre die Staatsordnung Europa's zerbrochen worden. Denn sie war morsch wie heute. Ein einziger Erfolg und sie war nicht mehr. Dann hätte ein Mann, der nun der Vergessenheit anheimgefallen ist, die Lorbeeren um seine Schläfe gewunden, die jetzt das Haupt Garibaldi's umgeben. Denn eine ganz neue Zeit liegt für halb Europa in dieser Wiedererhebung eines Condottiere. Was heute in Italien, das ist morgen in Deutschland, in Ungarn, in Albanien und Bulgarien möglich. Oder wo wäre die Kraft des Widerstandes?

Seit fünfzehn Jahren, wo die erste Mahnung aufstieg, hat nirgends als in Frankreich sich eine Regierung auf der Grundlage allgemein und thätig im Volke wirkender Ideen

consolidirt. Passiver Gehorsam der Völker ist nach der Revolution von 1848 allenthalben wieder hergestellt worden, dieses Ideal der Büreaumänner und Hofleute. Aber der passive Gehorsam reicht nicht hin, um die Revolution zu bezwingen, wenn sie unterstützt wird durch kühne Männer, die mit kriegerischem Ruf und schlagfertigen Schaaren von Außen hereinbrechen in ein unterwühltes Land, wenn die Ideen der Revolution getragen werden von einer Macht, die einen organisirten Kern des Widerstands ihnen unterlegt. Der passive Gehorsam, der eigner Spontaneität ermangelt, unterwirft sich ebenso leicht einer revolutionären Macht als einer legitimen, ein augenblicklicher Erfolg gewinnt dadurch Elemente der Dauer.

In der That, wie minim hat sich die freie Hingebung zu Gunsten der von Garibaldi angefallenen Fürsten betheiligt! Tausende strömten zu seinen Fahnen ohne Erwartung materiellen Vortheils; von Außen kamen sie wie von Innen, aus England, Ungarn, Griechenland, wie aus Italien. Und wie viele, Unterthanen oder Fremde, haben sich freiwillig der Legitimität zu Gebote gestellt mit ihrem Leib und Leben? Wie klein ist nicht die Anzahl selbst derer, die Haus und Hof verließen, um den Sitz des Vaters der katholischen Christenheit vor dem Einbruch des Feindes zu schützen! Millionen wurden dem Abenteurer zur Verfügung gestellt, und die Regenten, die ihren Besitz verfochten, hatten Mangel an Allem. Uns scheint das daher zu kommen, daß sie seit Jahren es nicht verstanden, irgend ein allgemeines Interesse an sich zu knüpfen, eine Solidarität zu begründen zwischen sich und dem Volke, eine freie Ueberzeugung zu schaffen, daß mit ihnen Jeder das Seinige verliere, daß mit dem Throne auch das Land in Trümmer gehe. Was ist geschehen nach den Prüfungen des Jahres 1848, um die Völker und die Regierungen zu vereinigen? Wo ist die alte Treue und Aufopferung hingekommen, die einst die Ungarn ihrer Königin Maria Theresia bewiesen, die die Tyroler und Kroaten für ihren Kaiser an den Tag legten, was ist aus der Anhänglichkeit der Lazzaroni und der Transteveriner

geworden? Man hat sich lang dem Wahne hingegeben, die Revolution sei ein Vulkan, der in sich selbst ausbrenne, sie könne nur zerstören, nicht schaffen, sie trage die Elemente des eigenen Untergangs in sich. Aber auch hier bedurfte es nur Eines Erfolgs, Eines Beweises für das Gegentheil und der Wahn war in der Meinung und in der That zerstört. Die Revolution hat in der Schweiz den Beweis des Gegentheils geleistet: sie vermochte nicht nur ein altes Gebäude zu zerstören, sondern ein neues, festeres, lebenskräftiges aus dessen Trümmern aufzubauen. Die Wirkung dieser Thatsache auf Europa ist niemals nach ihrer ganzen Bedeutung gewürdigt worden.

Alles, was in Italien im Laufe dieses Jahres geschah, findet sich in der Entwicklung der schweizerischen Verhältnisse seit 1845 vorgebildet. Wir bringen in keinen Anschlag, daß zwischen der Freischaarenexpedition Ochsenbeins und dem sogenannten Sonderbundskrieg ein Zeitraum von zwei Jahren liegt, während die Action Victor Emanuels derjenigen Garibaldi's nach kaum zwei Monaten nachfolgte. Der Unterschied ist nur ein äußerer. Das Wesentliche ist, daß hier wie dort die reguläre Macht eines Staates eintrat, als die Hoffnung des Freischaarenthums auf der Neige stund. Dort wie hier haben wir Krieg zu angeblich nationalen Zwecken, dort wie hier Niedertreten des positiven Rechts zu Gunsten des Ideals der Einheit, dort wie hier nichtige Vorwände zum Ueberfall ohne Kriegserklärung, dort wie hier das Gaukelspiel einer Abstimmung unter dem Druck der Invasionsarmee und losgelassener revolutionärer Furie, dort wie hier ohnmächtige Protestationen in ihrem Innern haltloser, von der Revolution auf eigenem Grund und Boden angegriffener großmächtlicher Legitimität, dort wie hier die siegende Macht des fait accompli. Betrachten wir, was dort die Folgezeit brachte, so wird auch ein Schluß auf die fernere Entwicklung der italienischen Verhältnisse einige Anhaltspunkte gewinnen. Was die innere Revolution nicht vermochte, so lang ihr Terrain auf ein alther selbständiges Gebiet beschränkt war, den Charakter des Volkes umzuschaffen, es freiwillig zur Cen=

tralität zu führen, das ergab sich leicht als ihr Strom einmünden konnte in einen mächtigern, der sie fortriß und assimilirte. In Italien ist Piemont der mächtigste Strom. Indem er sich über die alten Individualitäten der Halbinsel ergießt, und die Revolutionspartei aller Staaten in sich aufnimmt, wird er der schwachen Organisationen Meister und begründet ohne Schwierigkeit die Einheit Italiens. Betrachtet den reißenden Waldbach, der seine Gewässer mit denen eines größern und tiefern Flusses vereinigt: eine Zeitlang färben seine hellern Wasser die Fluthen, aber weiterhin seht ihr nichts mehr als die dunkle Farbe des großen Stromes, der ihn verschlang.

Gegen eine vollendete Organisation vermögen Proteste nichts. Ein auswärtiger Krieg kann wohl einzelne Provinzen eines so gebildeten Reiches abreißen; aber die innere Einheit des Landes begründet sich, unter Voraussetzung einsichtiger und energischer Verwaltung, mit jedem Tage ihres Bestandes fester; unzählige Interessen verbinden sich damit. Die Erinnerung alter Selbstständigkeit tritt in kurzer Zeit zurück gegen das Gefühl des Vortheils, einem größern Ganzen anzugehören; der partikulare Patriotismus, der in gegenwärtigen Weltverhältnissen stets Resignation auferlegt, kann nicht Stand halten gegen die Bahnen des Ehrgeizes, die sich dem Bürger eines großen Staats öffnen. So ist es die Absorbirung Italiens in Piemont oder die Transformation des Königreichs Sardinien in ein italienisches Reich, was dem nationalen Streben allein Halt und Zukunft giebt. Darum sehen wir Garibaldi, trotz seinem republikanischen Herzen, stets die Einheit Italiens unter Victor Emanuel proklamiren. Ebenso sehen wir in Venedig, dessen ganzer Ruhm doch auf seiner tausendjährigen republikanischen Selbstständigkeit beruht, die revolutionäre und nationale Partei nicht auf dieses Ziel zurücksteuern, sondern einfach darnach trachten, daß Venetien eine Provinz des italischen Reiches werde. Es ist Methode und Verstand in dieser Revolution. Vorerst monarchische Einheit, Einströmung in einen bereits erstarkten Organismus, der alles hetrogene ausscheidet, allen Widerstand gewaltsam vernichtet, auch wenn

er aus dem Volke kommt, dann erst, wenn das erste Ziel, die Basis, die Einheit und ihre Anerkennung von Außen erreicht ist, folgt der Sturz des Hauses Savoyen, dessen man sich bedient, so lange es ein willenloses Werkzeug bietet, das man zur Seite werfen wird, wenn es seine Dienste gethan, um entweder die reine demokratische Monarchie oder die Republik an die Stelle des erweiterten sardinischen Königreichs zu setzen.

VIII.

Die folgenreichste Erscheinung in den Ereignissen dieses Jahres ist der Kampf des revolutionären Italiens und seiner Verbündeten in der ganzen Welt gegen das Papstthum. Offen und in erster Linie geht er nur gegen dessen weltliche Herrschaft: er erwählt sich ein Ziel, wo der Sieg unter gegebenen Verhältnissen nicht allzuschwer ist. Aus diesem Siege entwickelt sich aber sofort ein zweiter Kampf gegen die Stellung des Papstes in der Kirche und damit gegen die Organisation der katholischen Kirche überhaupt. Mit der Kirche aber, der Anstalt, durch welche sich die Lehre erhält, die Verwaltung des ganzen Heilsinstituts vermittelt, wird der Katholicismus selbst angegriffen, denn gerade durch die Kirche als Vermittlerin und Erhalterin der religiösen Wahrheiten und der religiösen Heilmittel unterscheidet sich die katholische Confession von jeder andern Glaubenspartei, gerade auf diesem äußern Organismus beruht ihre Weltstellung.

Nun ist es allerdings unrichtig, wenn behauptet werden will, daß ein Angriff auf den Kirchenstaat an sich schon einem Angriff auf den Katholicismus gleichkomme. Mehrmals ist vorgekommen, daß durch innern Aufstand oder äußern Krieg das Territorium, das der Papst als souveräner Fürst beherrscht, gefährdet wurde, ohne daß dadurch der Bestand der Kirche oder die Interessen der Religion wären in Frage gestellt worden. Jahrhunderte hindurch bestund die Organisation der katholischen Kirche, ohne daß damit ein weltliches Fürstenthum

verbunden war. Aber die Lage der Welt war anders. So lang das römische Reich die Welt beherrschte, machte die christliche Religion, nachdem sie unter Constantin zur Herrschaft gekommen, ein Princip seines Lebens aus. Der Kaiser vertrat ihre weltlichen Interessen als Staatsprincip und als die Richtschnur seines eigenen Handelns. Im fränkischen Weltreich war ihre Stellung ebenso. Die Unabhängigkeit der Kirche in ihrem obersten Haupte bedurfte keiner auf Territorialhoheit beruhenden Gewähr. Staat und Kirche gingen in ihren Zwecken nicht auseinander: die Unabhängigkeit des kirchlichen Lebens in seiner auf das Heil der Seelen gerichteten Bewegung, in seinem ganzen auf die Erhaltung der Lehre und auf die Bethätigung des Christenthums gewendeten Richtung war für die Regenten Sache des Glaubens; den Schutz der äußern Beziehungen und Interessen der Kirche betrachteten sie als die erste ihrer Pflichten. Erst seitdem die staatliche Einheit der christlichen Welt verschwand, und noch mehr seitdem sich der Staat als solcher von der Kirche trennte, ergab sich für die Kirche das Bedürfniß einer von dem Staate unabhängigen, zeitlichen Sicherung ihres Organismus. Die Immunität in der verschiedentlichen und reichen Entwickelung ihres Begriffes war die Form, in welcher dieser Zweck vorzüglich zu erreichen gestrebt wurde. Die Spitze des Gebäudes aber, an dem die Jahrhunderte des Mittelalters bauten, war das weltliche Fürstenthum des Hauptes der Kirche, die vollkommene Unabhängigkeit desselben von jeder äußern Macht durch den Besitz eines eigenen Staates mit allen Attributen der Souveränetät, wie sie im neuern Staatsrecht aufgefaßt wird.

Das allein ist in kirchlicher Beziehung die Bedeutung des Kirchenstaats: er hat den Zweck, die vollkommene Freiheit des Hauptes der katholischen Kirche zu vermitteln.

Der unterscheidende Charakter der katholischen Kirche liegt bekanntlich darin, daß sie das Lehramt, die Erhaltung der wahren Formen des Glaubens als von Christus selbst in die Hand des geweihten Priesterthums gelegt betrachtet. Die Ordnung dieses Priesterthums hat sie von Anfang an in den

Bischöfen und ihren Gehülfen niederern Ranges und dem Haupte aller Bischöfe, dem römischen Papste fixirt. Wenn nun dieses Lehramt und diese Verwaltung der Heilsinstitute aus der Hand der Hierarchie genommen, oder diese hierarchische Ordnung bezüglich jener ihrer dogmatischen Attribute abhängig gemacht wird von dem Willen und der Verfügung von Personen oder Gewalten, die außer ihr stehen; so ist offenbar ein Angriff auf die Grundlagen der katholischen Kirche selbst vorhanden. Deßhalb trennten sich die Hussiten, welche das äußere Symbol der Scheidung von Klerus und Layen aufhoben, die Reformatoren des sechszehnten Jahrhunderts, welche das ausschließliche Lehramt der Kirche und die Autorität der Hierarchie verwarfen, von der katholischen Kirche. Die gleiche Trennung ist factisch da vorhanden, wo die Staatsgewalt sich die oberste Entscheidung in Sachen der Lehre zuschreibt, oder sich als Haupt der kirchlichen Organisation innert ihrer Territorialgränzen aufwirft, wie Heinrich VIII. von England es that. Das Gleiche würde stattfinden, wenn der Papst, das oberste Haupt der Kirche selbst, Unterthan irgend eines Fürsten oder irgend einer Staatsgewalt würde, die seine Freiheit in Sachen der kirchlichen Verbindung mit der katholischen Welt oder die Freiheit seiner kirchlichen Entscheidungen beschränkte. Die dogmatische Bedeutung des kirchlichen Lehramts und der katholischen Hierarchie würde damit aufgehoben.

Es frägt sich nun, ob der Verlust des Kirchenstaats und die Constituirung des italienischen Reiches mit Einschluß von Rom eine solche Eventualität involvire. Das scheint uns davon abzuhängen, ob das neue italische Reich sich im Gegensatz zum römischen Stuhle consolidire und Dauer gewinne, ob das neue Lebensprincip der europäischen Staaten in dauerndem Gegensatz bleibe zu der Politik der katholischen Kirche, ob diese ihre äußern Interessen festbanne an die Idee der Legitimität, ob das Papstthum auf der Vertheidigung bleibe, oder ob es zum Angriff übergehe. Das Heer Carls von Bourbon und Georgs von Frundsberg erstürmte noch im sechszehnten Jahrhundert Rom und schloß den Papst in die Engelsburg ein.

Und kaum ein halbes Jahrhundert ist verflossen, daß man abermals von einem Kirchenstaat nichts mehr wußte. Diese Stürme sind an der Verfassung der Kirche und ihrer Wirksamkeit spurlos vorübergegangen. Sie waren wie die Gewitter eines Tages. Aber man möchte irren, wenn man daraus unbedingt auf die Zukunft schließen wollte. Das Papstthum hatte starke Wurzeln im Glauben, es war jedem Einzelnen nahe, als die Spitze der Kirche, der Repräsentant der Verbindung mit dem Ewigen: jeder Schlag nach ihm traf Millionen katholischer Herzen, die öffentliche Meinung hatte es allenthalben für sich gegenüber der zertrümmernden Gewalt. Ist es auch heute so? Wir sind nicht so glücklich, dieses behaupten zu dürfen, ohne daß wir fürchten müßten, uns selbst und Andere zu täuschen. Denn wir haben erlebt, was noch niemals vorgekommen: der Papst ist von einer Macht zweiten Ranges aus dem größten Theile seiner Staaten vertrieben, ohne daß eine katholische Macht zu seiner Vertheidigung aufgetreten, ohne daß ein katholischer Fürst, ein katholischer Staat durch die Stimme seines Volkes gezwungen worden wäre, aus feiger Passivität herauszutreten. Wie wenige Freiwillige haben ihr Leben eingesetzt, wie gering waren verhältnißmäßig die dem römischen Stuhl in seiner Bedrängniß gespendeten Summen! Man kann nicht einwenden, die Behauptung des Kirchenstaats sei eben nicht als ein allgemein katholisches Interesse aufgefaßt, der Angriff auf den Kirchenstaat nicht als ein Angriff auf den Papst selbst betrachtet worden. In jedem Fall lag in der Art des Angriffs eine Beschimpfung des heiligen Vaters, die zu keiner Zeit von der katholischen Welt mit solcher Gleichgültigkeit wäre aufgenommen worden. Und dann ist nicht zu vergessen, daß von Anfang an — nach unserer Meinung etwas zu früh und mehr als nöthig — die Sache auf das kirchliche Gebiet gezogen worden ist, daß man es — in Verwechslung von völkerrechtlichen und religiösen Gesichtspunkten — als einen Kampf gegen die Kirche bezeichnete, als die Discussionen über die weltliche Herrschaft des Papstes begannen, daß man das, was seiner Natur nach nur äußeres

Hülfsmittel der Kirche sein soll, gewissermaßen als integrirenden Bestandtheil derselben proklamirte, den römischen Staat allzusehr mit der Kirche verwechselte. Die Völker blieben dabei kalt und gerade wegen jener Vorgänge ist dieses Kaltbleiben geeignet ernstes Nachdenken zu erwecken. Es beurkundet zweierlei, erstens daß das Leben im Staate heutzutage das Leben in der Kirche bei weitem überragt, daß der Staat auf den Einzelnen mehr wirkt als die Kirche, daß die Auffassung der Staatsbehörden in Betreff kirchlich-politischer Fragen mächtiger ist als das Gefühl des Volkes. Das zweite, daß in der politischen Thätigkeit des Katholicismus selbst eine die Gegenwart bewegende, Thatkraft erweckende Idee fehlt. Wie ganz anders war es, als die politische Idee des regenerirten Katholicismus in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts sich mit der Demokratie verband, Könige und Fürsten im Verein mit ihren Völkern mit sich fortriß zu weltbeherrschenden Gedanken, dem Absolutismus den Zügel des Geistes anlegte, seine Gewalt abhängig machte von der Uebereinstimmung mit dem Gefühle und Willen großer, von religiöser Begeisterung getragener Massen! Heutzutage haben wohl Millionen gebetet und Adressen unterschrieben, aber Wenige haben dazu auch gehandelt. Nun ist allerdings das Gebet eine große, keineswegs geringzuschätzende Waffe des gläubigen Christen, indem es die Herzen demüthigt und vom Allerhöchsten Hülfe verlangt, wo wir allein uns zur That unmächtig fühlen. Aber das Gebet soll nicht Wunder begehren von dem Herrn, wo die Möglichkeit eigener Handlung gegeben ist, es soll nicht die Meinung erwecken, daß man dadurch sich eigener Thätigkeit entbinden könne. Ebensowenig können Ergebenheitsadressen den Mangel an Willen und Thatkraft ersetzen, welcher sich in der katholischen Welt, bei den Völkern wie bei den Fürsten, kund gegeben hat.

Das Papstthum hat sich mit der Idee der Legitimität verbündet, sich auf dieselbe gestützt in dem Kampf um seine weltliche Stellung. Diese Idee aber ist heutzutage todt, die Völker begreifen sie nicht mehr: deßhalb fällt sie allenthalben,

und ihr Fall findet nicht einmal das Mitgefühl, das doch gewöhnlich den Unterliegenden begleitet. Die Wechselwirkung beider Principien hat in dem Kampfe des vergangenen Jahres eine verhängnißvolle Rolle gespielt. Die Legitimität ist unterlegen in ihrem ehrwürdigsten Träger, dessen Charakter, obwohl angerufen, ihren Fall nicht gehindert hat. Sie ist gefallen ohne ernsthaften Kampf, und in Frankreich, wo der Klerus sich für sie zu erheben versuchte, dem einzigen Lande, wo die katholische Organisation doch noch einige Thätigkeit gezeigt hat, ist die Staatsgewalt ihrer mit leichter Mühe Meister geworden. Diese doppelte Niederlage in dem Haupt und in dem edelsten Glied der Hierarchie kann nicht anders als in ihren Folgen die politische Stellung der katholischen Kirche in der ganzen Welt ernstlich bedrohen. Und so zeigt sich denn bereits in Frankreich das Schisma im Hintergrunde drohend, in Ungarn stützt sich die Revolution auf ganz protestantische Gedanken, in Oesterreich schreit Alles nach Aufhebung des Concordats, in Deutschland macht sich der Rückschlag der österreichischen Bewegung fühlbar, im Osten hat der Katholicismus keine einheitliche Wirkung mehr. Allenthalben mehren sich die Zeichen des Sturmes, der von dem äußern Besitz der Kirche sich überträgt auf deren hierarchische Organisation, von der Organisation auf die Lehre selbst, eines Sturmes, der ihr eben so gefährlich werden kann als derjenige, der vor drei Jahrhunderten ihr die Hälfte des Abendlands entfremdete.

Mir scheint, es sei mit der Erschütterung aller ihrer äußern Verhältnisse für die katholische Kirche die unabweisbare Nothwendigkeit herangekommen, sich auf ihre innersten und eigensten Grundlagen zu stellen und diese und die Neugestaltung ihrer äußern Beziehungen mit vollem Ernst und freier Ueberlegung zu erwägen. Sie darf sich in ihrer Politik nicht von dem Aufschwung eines ihr fremden und feindseligen Geistes überholen lassen. Zu allen Zeiten waren es gerade äussere Verhältnisse, welche in weitern Kreisen den Angriffen auf die Lehre und Disciplin der Kirche die Möglichkeit eines Erfolgs verschafften. Nicht die Grundwahrheiten der katholischen Lehre

haben vormals die große Trennung der Christenheit veranlaßt, sondern deren Ausbreitung in die Außenwelt in einem dem innern Wesen wenig entsprechenden Sinne. Die katholische Lehre von der Rechtfertigung wurde doch vorzüglich darum angegriffen, weil die Werkheiligkeit in dem Mißbrauch des Ablasses ihre Spitze erreicht hatte. Weder die Messe noch die trostvolle Lehre vom Reinigungsort hätte einem die Massen ergreifenden Widerspruch Raum geboten, wenn nicht der heilige und heilsame Gedanke für die Verstorbenen und Lebenden zu beten und für sie das Opfer des neuen Bundes darzubringen, mit schnödem Geldmachen wäre verbunden worden. Die Verehrung der Heiligen wäre schwerlich jemals bestritten worden, wenn die reine Lehre der Kirche nicht in der Anwendung vielfach einer götzendienerischen Praxis hätte Platz machen müssen. Die Hierarchie der Weihe und des Lehramts wäre kaum angefochten worden, hätte man in Zeiten großen Verderbens einer Reform an Haupt und Gliedern nicht beharrlichen Widerstand entgegengesetzt. So aber führt jeder Angriff, der selbst auf Mißbräuchliches, Aeußeres, Unwesentliches von einer fremden und feindseligen Macht geführt wird, weiter als sein ursprünglicher Zweck: mit der Form wird das Wesen, mit dem Mißbrauch die Sache selbst durch eine in der Natur oppositioneller Action liegende Consequenz angegriffen, wenn nicht die Reform von Innen heraus durch eigene Kraft die Reinheit der Principien und die Harmonie ihrer Beziehungen zum Leben wiederherstellt.

Nun sind die Glaubenslehre der katholischen Kirche, ihr Cultus, die sacramentalische Heiligung aller Lebensstufen durch ihre Gnadenmittel, die hierarchische Gliederung ihrer Verfassung alles Dinge, welche in höherm Grade als zur Zeit der Kirchentrennung heutzutage begriffen und selbst von der Wissenschaft Andersgläubiger anerkannt werden. Man kann sagen, daß wie die Erschütterungen der Reformation, so auch der bodenlose Skepticismus der Neuzeit Großes beigetragen haben, um gerade durch den Gegensatz das Licht der Wahrheit in hellerm Glanze strahlen zu lassen, die Ueberzeugungen zu

stärken und den Glauben zu erwärmen. Aber nach einer andern Seite hin, gerade nach derjenigen, die nicht ausschließlich auf der Autorität der Offenbarung und unwandelbarer Lehre beruht, ist die Kirche vielfach in Widerspruch mit der Gegenwart gerathen, in ihren äußern Beziehungen nämlich zum Staate der Neuzeit, in den zeitlichen Verhältnissen ihres Besitzes und ihrer Rechte.

Das ganze Recht der Kirche über ihre Beziehungen zur bürgerlichen Ordnung und ihren Trägern stammt aus Zeiten, wo eine ganz andere Organisation der Gesellschaft war, wo der Staat auf andern Grundlagen beruhte, die Idee der respublica christiana seinem ganzen Leben zu Grunde lag. Das Concilium von Trient, welches den letzten großen, umfassenden Act der kirchlichen Gesetzgebung bezeichnet, fiel gerade in die Epoche, wo die alte und neue Zeit von einander scheiden, der christliche Staat mit seinen ausschließenden Ideen dem formellen Rechtsstaate der neuern Jahrhunderte zu weichen begann. Es hat das alte Recht, wenn auch manigfach geläutert und veredelt, aufrecht gehalten, und durch die drei Jahrhunderte, die seitdem verflossen, hat es den Standpunkt desselben nicht verlassen. Aber allmählig ist der feudale Staat, zu dem man seine Beziehungen geregelt, allenthalben untergegangen: ganz andere Verhältnisse des öffentlichen Lebens sind das Medium geworden, in dem sich das politische Dasein der Kirche bewegt. Die Kraft dieser neuen Verhältnisse hat sich consolidirt, ist vorwärts gegangen von Schritt zu Schritt, unaufhaltsam, immer neu nach momentanen Stillständen, die ihren stetigen Lauf nicht zu unterbrechen vermochten. Und nun scheint die Zeit herangekommen, wo die neuen Staatsgrundsätze die letzten Schranken durchbrechen, die letzten Widerstände beseitigen, an bisher unangefochtenen Instituten ihre Macht erproben. Das entscheidende Zeichen dieses Moments scheint uns in dem Angriffe auf den Kirchenstaat unter dem passiven Zusehen der katholischen Welt, in der Hülflosigkeit des Hauptes der katholischen Christenheit, in dem widerstandslosen Sturze des geheiligtsten Thrones der Welt zu liegen. Darum sprechen wir

die Meinung aus, es sei auch für die kirchliche Politik die Nothwendigkeit einer ernsten Erwägung der Zeitlage vorhanden, damit sie noch mit Freiheit der Bewegung sich ihre Stellung nehme, bevor die Ereignisse sie weiter drängen.

Vor Allem weist das Bedürfniß des Augenblicks darauf hin, zu prüfen, ob in den neuen Weltverhältnissen der Zweck der weltlichen Herrschaft des Papstes, seine Unabhängigkeit von aller äußern Gewalt, seine volle Souveränität erreicht und gesichert erscheine durch den Besitz des Kirchenstaats, selbst wenn er in seinen alten Gränzen und in seiner alten Unterwürfigkeit wieder hergestellt werden könnte. Er bedeutete Nichts in den Zeiten der Carolinger: er war mehr ein Patrimonium als ein Dominium, denn was vermochte er gegen ihre weltbeherrschende Macht! Er war aber viel, er war stark, eine materielle Garantie der Unabhängigkeit in den langen Jahrhunderten der Zerstückelung Italiens, der Trennung des Abendlands in Feudalreiche von geringer Macht, des Gleichgewichts der Kräfte in Europa, weil er ein Kern war, um den sich die Schwachen zu einem Bunde schlossen, an den sich jeweilen das Gewicht eines großen Landes, sei es Frankreich, Deutschland, Spanien hängte, um die Universalmonarchie einer Krone zu hindern, ein um so bedeutenderer Kern, als die geistliche Macht die weltliche unterstützte. Diese ganze Stellung fiel dahin, als sich die neue Gestalt Europas bildete, deren Entwicklung das Reich des ersten Napoleon begann, eine Hegemonie des romanischen Stammes in der katholischen Welt, deren Princip einmal gegeben, wohl momentan zurückgedrängt, aber nicht mehr auf die Dauer aufgehalten werden kann. In dieser neuen politischen Welt des Katholicismus Stellung zu nehmen von allem Anfang an, nicht im Gegensatz zu ihr, sondern zu ihrer moralischen Durchdringung und zu ihrer politischen Stütze, scheint uns nun die große Aufgabe des Papstthums zu sein, insofern es die Politik der Kirche, das Interesse ihrer äußern Weltstellung und die Bedingungen ihrer allgemeinen Wirksamkeit vertritt. Die katholische Kirche hat nun einmal, neben ihrer geistigen Bestimmung, die Indi-

viduen auf den Weg des ewigen Heils zu führen, auch eine allgemeine Culturmission, und diese hat in den Zeiten, in denen wir leben, mit nichten ihr Ende erreicht. Wohl hat die Kirche nicht mehr die Rohheit unverdorbener Barbaren, die wilden Sitten eines eisernen Zeitalters zu bekämpfen, nicht mehr in die Mitte tausendfältiger Fehden ihre Treuga und ihr Asyl zu stellen; aber sie hat durch ein Jahrhundert manigfacher Verderbniß im öffentlichen wie im privaten Leben die Tafeln des göttlichen Gesetzes zu tragen, der Verwirrung der Begriffe den Ernst der reinen Grundsätze der Moral, der zügellosen Jagd nach Erwerb und Lebensgenuß die Kraft der Entsagung entgegenzustellen. Wie ehedem gegen die Usurpation der Gewaltigen, so hat sie heutzutage die persönliche Freiheit gegen die schrankenlose Ausdehnung der Staatsgewalt auch auf die geistigen Gebiete zu vertheidigen, ein geistiges Asyl gegen eine neue Art der Leibeigenschaft offen zu halten. Um dieser Aufgabe zu genügen, kann sie nirgends mit dem Staate, seiner Gewalt, seinen Behörden sich verschmelzen: sie muß sich die Freiheit einer eigenen äußern Weltstellung bewahren. Aber da sie selbst keine materielle Macht besitzt, um sich jene zu sichern, so muß sie sich an diejenige politische Macht, an diejenige politische Idee halten, welche selbst eine Weltstellung zu behaupten im Falle ist und die Zukunft des Jahrhunderts für sich hat. Nun scheint außer Zweifel, daß das aus dem Mittelalter herübergekommene Uebergewicht der germanischen Nationalität sein definitives Ende erreicht hat. Oesterreich, das die Stellung des römisch-deutschen Kaiserthums als Schirmer der katholischen Kirche übernommen hatte, scheint außer Stand, sie länger zu behaupten. Wie seine politische Macht und damit sein Einfluß auf Deutschland nicht bloß eine momentane, sondern eine dauernde Erschütterung erlitten hat, so ist auch das katholische Princip in Oesterreich selbst besiegt, indem alle jene Elemente, welche einen Neubau des morschen Staates zu unternehmen berufen scheinen, sich von demselben in entschiedenster Weise abwenden. Unter den romanischen Nationen aber hat Spanien, das unter seinen habsburgischen

Königen die festeste Stütze der katholischen Kirche gewesen, hinter die Pyrenäen zurückgedrängt, ohne Seemacht, ohne die Besitzungen in Italien und den Niederlanden, die damals seine Bedeutung in den europäischen Verhältnissen vermittelten, nach langem Schlafe noch kein bewegendes Princip neuen Lebens gefunden, das ihm eine eigene Weltstellung für die nächste Zukunft verhieße. Italien, das sich in bewußter Feindschaft gegen das Papstthum zur Macht entwickelt, hört offenbar auf, dessen äußerer Selbständigkeit eine materielle Grundlage zu gewähren. Es wird daher auch das Papstthum, wir meinen eben nicht zum Nachtheil der Kirche, sich des specifisch italienischen Charakters entkleiden, den es durch eine lange Zeitfolge in seiner äußern Erscheinung an sich getragen hat. Es ist offenbar, daß die Aufgabe, welche unter Carl dem Großen und seinen Nachfolgern die fränkische Monarchie, seit den Ottonen das deutsche Reich bezüglich der Kirche gehabt, in der neuen Gestaltung der Weltverhältnisse auf Frankreich übergegangen und daß es für das Papstthum zur unabweisbaren Nothwendigkeit geworden ist, diese Thatsache anzuerkennen und in ihre Consequenzen einzugehen. Man wendet ein, es sei unmöglich, unvereinbar mit den reinen Principien der Kirche, sich mit dem imperialistischen Frankreich zu verbinden, weil sie die eigenthümliche Moral niemals billigen könne, welche einen so mächtigen Faktor in dem Wachsthum der französischen Macht bildet. Wir verlangen dieses nicht. Es ist Sache der Politik des Kaiserreichs, die Mittel seiner Größe vor dem Forum des Gewissens und vor der öffentlichen Meinung zu verantworten. Aber das hindert unseres Erachtens nicht, die Thatsache anzuerkennen, daß diese Macht allein die Elemente der Zukunft in sich trägt, daß sie allein dem Katholicismus eine politische Zukunft in Aussicht zu stellen hat, daß mit ihr die Kirche sich zu versöhnen hat, wenn sie auf breiter Grundlage ihre Culturmission erfüllen, heilend und beseligend in das manigfaltige Verderben der Zeit eingreifen will. Hat nicht der römische Stuhl sich seine Stellung in der Zukunftsmonarchie Pipins gesichert, obschon dessen Erhebung der Kriterien strenger

Legitimität ermangelte? Hat er sich nicht mit dem ersten Bourbonen versöhnt, um die Grundlage zu fortdauernder Wirksamkeit unter veränderten Weltverhältnissen zu gewinnen? Und doch war jener Heinrich IV ein dreifacher Apostat, seine Politik litt an allen jenen moralischen Mängeln der Doppelzüngigkeit und Leichtigkeit in der Auswahl der Mittel, die man dem gegenwärtigen Regiment in Frankreich vorwirft; er hat vor allen seinen Zeitgenossen der katholischen Kirche tiefe Wunden geschlagen. Aber er eröffnete eine neue Periode der Geschichte, er trat ein in die Machtstellung der zerfallenden spanischen Monarchie, die eben die katholische Welt nicht mehr erfüllte. Die Aufgabe des Papstthums als des lebendigen äussern Organs der kirchlichen Politik geht auf jede Gestaltung der katholischen Welt. Sie ist nicht ein staatenbildendes Princip, nicht gebunden an eine staatliche Form, sondern sie muß in jeder staatlichen Gestalt ihre Stellung nehmen, sich die Bedingungen ihrer Wirksamkeit sichern. Und so auch gegenwärtig. Ueber alle Völker romanischer Zunge, von den Säulen des Herkules bis zu den Ueberresten der dacischen Römer am Ausfluß der Donau bereitet sich das Reich der demokratischen Monarchie vor, das sein Vorbild und seinen geistigen Kern in dem napoleonischen Frankreich hat. Die katholischen Länder germanischer und slavischer Nation verschwinden vor jener in einem gemeinsamen politischen Gedanken geeinigten Masse, und dieser Gedanke erscheint offenbar als das formgebende Princip der Staatenbildung in der katholischen Welt, als die Basis, auf die, als ein einmal Gegebenes, auch die kirchliche Politik sich zu stellen hat, wenn sie nicht in einen gefährlichen Gegensatz zu allem demjenigen gerathen will, was die Gemüther des größten und activsten Theils ihrer Angehörigen erfüllt. Wäre dieses etwa ohne Beispiel in der Geschichte? Mußte nicht die Behauptung päpstlicher Suprematie über alles Königthum, wie sie Bonifaz VIII vertheidigt hatte, aufgegeben werden, um die Wirksamkeit der Kirche in der Monarchie Heinrichs IV zu sichern? Und doch war die Vorstellung des erblichen und unbeschränkten Königthums, dessen Thron

durch keine kirchliche Excommunication in Frage gestellt werden könne, gegenüber der Theorie und Praxis der Zeiten der Ligue ebenso neu wie heutzutage das Princip der demokratischen Monarchie und des allgemeinen Stimmrechts gegenüber der Legitimität und den staatsrechtlichen Grundsätzen, die sich in den zwei letzten Jahrhunderten ausgebildet haben. Dem neuen Princip des öffentlichen Rechts gegenüber, das sich mit unwiderstehlicher Macht den Weg durch die romanischen Völker des Abendlands bahnt, hätte nach unserer Ansicht der päpstliche Stuhl die ausschließliche Anerkennung der Legitimität durch das Recht der Geburt und des positiven Herkommens fallen zu lassen, die er in frühern Zeiten, freilich aus einem andern Gesichtspunkte, selbst bekämpfte. Er müßte in der weltlichen Politik grundsätzlich eine demokratische Berechtigung anerkennen, wie er es schon in Belgien und Nordamerika thut und damit für die geistliche Wirksamkeit ein ungestörtes Feld erhalten hat.

Es läßt sich nicht verkennen, daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen das einen eventuellen Verzicht auf die eigene weltliche Herrschaft nach sich ziehen könnte. Denn als weltlicher Herrscher müßte sonst der Papst vor Allen und aus freiem Entschlusse sich denjenigen Bedingungen unterwerfen, die er als die Regel des öffentlichen Rechts in den politischen Verhältnissen der Völker anerkennte. Eine Stellung aber, die seine Person, sei es auch als weltlichen Herrscher, in Abhängigkeit von weltlichen, constitutionellen Gewalten versetzte, wäre nach unserer Meinung mit der universalen Würde des Hauptes der Christenheit kaum in irgend einer Form vereinbar. Aber wie könnte die rechtliche Basis der gegenwärtigen äußern Oekonomie der Kirche aufgeben werden, ohne daß an ihre Stelle andere, die volle Selbständigkeit des Papstthums von jeder weltlichen Hoheit vollkommen sichernde Garantien träten? Wir bekennen, daß eine Lösung der Frage, auf welche Grundlage nach dem Wegfallen weltlicher Herrschaft und souveränen Besitzes die volle Selbständigkeit des heiligen Stuhls inmitten der gegenwärtigen staatlichen Gestaltung Europa's zu stellen wäre, uns nicht mit Klarheit vorschwebt. Denn noch hat unsere Zeit das

Problem voller Freiheit ohne Herrschaft nicht gelöst; ihre Tendenzen gehen vielmehr auf das Gegentheil: die Interessen der Freiheit treten überall zurück vor den Interessen der Macht. Aber Alles drängt auf jene Lösung hin. Nicht an den Besitz dieser oder jener Scholle Erdreichs, nicht an die Willkühr eines einzelnen Volkes oder Staates kann die katholische Kirche die höchsten Interessen ihrer zeitlichen Stellung binden. Wenn Rom aufhört die Hauptstadt der Welt zu sein, um die Hauptstadt der Italiener zu werden; so muß die Kirche den römischen Stuhl in seiner Freiheit behaupten als das Eigenthum der ganzen katholischen Welt. Allerdings wird es schwer sein, dem Gedanken seine volle Realität zu verschaffen. Der Pabst in seiner doppelten Stellung als Haupt der Kirche und als Depositar ihres Patrimoniums wird niemals in der Lage sein, von sich aus eine Entschließung zu fassen, welche das in seine Hand gelegte Depositum dem Rechte nach gefährdet. Aber der Weg zur freien Entscheidung ist in der Verfassung und Tradition der katholischen Kirche gegeben. In einem allgemeinen, unter dem Papste rechtmäßig versammelten Concilium anerkennt die katholische Welt nicht nur die höchste Darstellung des kirchlichen Lehrkörpers; sondern sie hat auch die Zuversicht, daß für alle großen Angelegenheiten der Kirche der von Christus verheißene Beistand des heiligen Geistes in ganz besonderm Maße auf einer solchen Versammlung ruhe. Wenn nun jemals die äußern Verhältnisse der Kirche ein allgemeines Concil zur Berathung ihres bedrängten Hauptes gefordert haben, so sind es die gegenwärtigen. Ein allgemeines Concil, die Bischöfe der ganzen Christenheit im Verein mit dem Haupte der Kirche, soll die Forderungen formuliren, welche zur Sicherung der vollen Unabhängigkeit der obersten Spitze der kirchlichen Organisation erfüllt werden müssen, und es soll sie an alle katholischen Mächte stellen, deren gemeinsame Action dieselbe zu sichern hat. Kein katholischer Monarch, der seiner Kirche treu bleiben will, würde sein Ohr einer solchen Versammlung verschließen, seine Mitwirkung versagen können zu dem Werke, die Freiheit der Kirche auf neue, den veränderten Verhältnissen der Gegenwart entsprechende Grundlagen zu stellen. Dieser Hülferuf würde ein ganz anderer sein, als derjenige, den der Papst als Fürst des Kirchenstaates vergeblich um die Herstellung seiner alten Territorialgränzen erhebt.

Aber es würde eine solche ehrwürdige, von dem Geiste

der erleuchtetsten Bischöfe aller Nationen getragene Versammlung nicht allein die äußere Stellung ihres Oberhauptes zu sichern, sondern auch das ganze äußere Recht der Kirche mit den Forderungen des Jahrhunderts in Einklang zu setzen haben. Denn nicht nur die Unabhängigkeit des obersten Hauptes, sondern überhaupt die concordantia sacerdotii et imperii ist allenthalben in Frage gestellt. Man hat in neuerer Zeit gesucht, den Widerspruch durch Concordate zu heben. Es war dieß auch der einzige Weg, der auf dem Standpunkte kirchlicher Politik, der seit dem Concilium von Trient festgehalten wurde, möglich war. Indem das Concilium von Trient hinsichtlich der Verhältnisse zum Staate, der bürgerlichen Stellung des Clerus und seiner Güter den Standpunkt des mittelalterlichen Staatsrechts theoretisch festhielt, ließ es doch dem Papste ausgedehnte Befugniß, in der Regulirung der Verhältnisse der Kirche zu den einzelnen Staaten den neu sich bildenden Rechtsbegriffen Rechnung zu tragen. Nun war die Folge der seitherigen Entwicklung, daß jene Immunitäten, welche in den Zuständen früherer Jahrhunderte durchaus nichts abnormes waren, sondern ganz zu den staatsrechtlichen Verhältnissen des Mittelalters paßten, eine Wohlthat für die Menschheit, eine Garantie der Freiheit waren, in vollendeten Widerspruch geriethen mit den Begriffen des Staates, welche, seitdem allgemein geworden, damals noch wenige Verbreitung hatten. Daher geschah es, daß in allen neuern Concordaten, wo solche überhaupt erreichbar waren, die alten Ansprüche der Kirche an den Staat factisch aufgegeben werden mußten. Aber daneben blieben in ihnen die theoretischen Sätze stehen, welche als das positive, niemals principiell abgeänderte Recht der Kirche eben nicht verlassen werden konnten. Von daher der Widerstand, der sich von Seite aller Anhänger des absoluten Staats gegen jene Concordate erhob. Indem der Staat die Concessionen der Kirchengewalt in den Concordaten annimmt, erkennt er gleichzeitig das Princip jenes alten Kirchenrechts theoretisch an und gegen diese Anerkennung erhebt sich allenthalben der erbittertste Kampf. Und allenthalben sehen wir die

kirchliche Anschauung unterliegen, weil eben die Massen nicht mehr thätig für sie einstehen. Unsere Ansicht ist, daß eine allgemeine Kirchenversammlung das äußere Recht der Kirche so umgestalten könnte und sollte, daß keine Concordate nöthig würden. Wir glauben, die Kirche sollte auch theoretisch und grundsätzlich aus dem Medium des mittelalterlichen Staatsrechts heraustreten auf den Boden des modernen Staats; sie sollte alle Berührungs- und Reibungspunkte mit dem Staate, soweit es mit ihrem Wesen verträglich, wegzuschaffen suchen.

Ein schönes Ideal war der christliche Staat — der Staat der Leib der Kirche, sie die Seele, die seine ganze Handlung nach höhern Gesetzen bestimmt! Aber seitdem die Einheit des Glaubens in den abendländischen Reichen zerfiel, die Bekenner verschiedener Confessionen sich mit dem Anspruch auf gleiche Rechte in demselben Staatsgebiet vermischten, überhaupt die religiöse Richtung zurücktrat gegen andere, mehr äußere Lebenszwecke, die Grundsätze absoluter Gewalt sich ausbildeten, hat der christliche Staat in jenem Sinne die Bedingungen seiner Existenz verloren; für den absoluten Staat ist die Kirche entweder etwas Fremdes oder ein Werkzeug geworden. In manigfaltigen Verhältnissen steht sie noch zum Staate durch die Ansprüche, die sie an ihn macht und durch den Besitz, den sie innert seinen Gränzen hat. Noch glaubt sie da und dort den weltlichen Arm ansprechen zu sollen, um die Zwecke ihrer Lehre und Disciplin zu erreichen. Noch hält sie da und dort es für einen Vortheil, ihre Güter unter besondern Rechten zu besitzen, ihren äußern Glanz und Reichthum zu vermehren. All' dieses hält sie in Abhängigkeit vom Staate und giebt Stoff zu stetem Wechsel von Angriff und Vertheidigung. Man stelle sich im Vertrauen auf den göttlichen Schutz und auf die Kraft des Geistes einmal vollständig auf den Boden des gemeinen Rechts in dem, was die bürgerliche Stellung des Clerus und der Kirchengüter betrifft, man scheide das Gebiet des äußern Lebens im Staate von der innern Disciplin der Kirche. Nicht als Concession von einem unhaltbaren Standpunkt aus, sondern durch einen großen, freien Act kirchlicher Gesetzgebung.

Man bestreite nicht ferner die Gleichberechtigung der christlichen Confessionen in ihrer äußern Stellung im Staate; aber man fordere vom Staate und von allen andern Religionsparteien die volle Duldung freier, abgesonderter Bewegung im eigenen Lebenskreise. Man verlange keinen Einfluß auf die Gesetzgebung des Staates; aber man behaupte das ausschließliche Recht der Entscheidung über das, was den Begriff des Lebens in der Kirche erfüllt. Warum bekämpft man die Civilehe, wenn der Staat sie nur für diejenigen Beziehungen des Bürgers aufstellt, welche sein Gebiet betreffen und der Kirche die Freiheit läßt, sie von ihrem Standpunkt aus und für die Beziehungen des Gläubigen zum Forum des Gewissens zu legitimiren oder nicht? Man verlange keine Privilegien vom Staate, aber man fordere die wesentlichen Rechte zurück, welche man im Lauf der Zeiten für das Interesse äußerer Stellung ihm eingeräumt hat. Wie vieles würde nur die allgemeine Herstellung der kanonischen Wahl der Bischöfe aufwiegen! Man verzichte leicht auf Glanz und Reichthum, der an das äußere Leben fesselt, um dagegen den edlern Ehrgeiz auserlesener Geister der Kirche wieder zu gewinnen. Man lasse dem Staate seine Schule, seine Bewegung im materiellen Leben frei; aber man verlange die freie Concurrenz der kirchlichen Schule und die ungehemmten Einwirkung auf die geistige Entwicklung des Menschen. Von unten herauf muß der zerstörte Tempel des christlichen Staates wieder gebaut werden, nicht durch die Gewalt, sondern durch die Freiheit, nicht durch die Regenten, sondern durch die Völker. Aber damit es geschehen könne, muß die kirchliche Politik einen Standpunkt suchen, der die Bedingungen der Wirksamkeit unter den gegenwärtigen Weltverhältnissen in sich enthalte.

Die Hindernisse, welche in frühern Jahrhunderten der Versammlung eines allgemeinen Concils im Wege stunden, sind gegenwärtig nicht vorhanden. Keine dogmatische Fragen stehen im Vordergrund, keine wesentliche Frage der innern Disciplin und Organisation, nur das Verhältniß zur weltlichen Ordnung bedarf neuer Regulirung. Der lächerliche Streit, ob der Papst über dem Concil oder das Concil über dem Papst stehe,

wird sich nicht mehr erheben. Zu keiner Zeit war zwischen dem Papstthum und dem Episcopat das Einverständniß besser und durchgehender als jetzt, die Vereinigung der Hierarchie aller Nationen inniger, die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit eines selbständigen Primats größer als zur heutigen Stunde.

Ueber kurz oder lang wird doch ein Congreß die politischen und völkerrechtlichen Verhältnisse Europas zu ordnen haben. Sei es daß die Ueberzeugung durchdringt, sei es daß neue Kriege und Revolutionen die Welt erschüttern müssen, um den Beweis zu leisten, daß die gegenwärtigen territorialen und constitutionellen Zustände nicht mehr haltbar sind: immerhin steht fest, daß eine neue vertragsmäßige Regulirung der erschütterten Rechtszustände zwischen den Staaten Europas ein unabweisbares Bedürfniß geworden ist. Und auf diesem Congresse sollte dann nach unserer Meinung auch die katholische Kirche erscheinen, nicht der Papst als ein vertriebener Fürst, der sein Land zurückfordert, sondern die Abgeordneten eines allgemeinen Conciliums, welche im Namen der ganzen Kirche, der Millionen Katholiken in allen europäischen Staaten eine völkerrechtliche Garantie für die volle Selbständigkeit ihres Oberhauptes und für die ganze Freiheit ihrer kirchlichen Organisation und Wirksamkeit überhaupt verlangten, indem sie gleichzeitig auf jede in anderer Weise privilegirte Stellung im Staate Verzicht leisteten. Dann würde die Kirche neuerdings für das öffentliche Leben Europas werden, was sie in frühern Jahrhunderten gewesen, ein Element der Freiheit unter jeder Staatsform, eine Pflanzstätte reiner Sitte inmitten jeglicher Verderbniß, ein Hort des Friedens in jeder Fehde.

Wir geben uns keinen utopischen Träumen hin. Eine Zeit großer Entscheidungen scheint vor uns zu liegen. Aber an kleinen Dingen hängen die Geschicke! Wie oft schon sahen wir an heißen Sommertagen den Horizont ringsum mit drohen-

den Wolken behangen; alle Kräfte der Natur schienen sich zu einem unvermeidlichen Schlage vorzubereiten; überall aufleuchtende Blitze, das Ausgehen der Lebensluft, das Getöse fernen Donners machten uns vertraut mit Gedanken der Vernichtung. Ein leiser Windstoß aus unbekannten Räumen und Alles war vorüber. Auf unversehrte Fluren schien die Abendsonne, die Pulse der Natur schlugen wieder in Ruhe, manchen Tag oft, bevor aufs Neue düstere Sturmgestalten sich erhoben. Wir beobachten ähnliche Erscheinungen in der Geschichte. Es geschieht bisweilen, daß in dem Augenblick, wo eine durch lange Jahre vorbereitete Entwicklung ihren Abschluß zu erreichen scheint, irgend ein ungeahntes, oft unscheinbares, den Augen der Zeitgenossen fast unsichtbares Ereigniß aller Bewegung eine andere Richtung giebt, daß im Augenblick, wo eine große Idee ihren Triumph durch die ganze civilisirte Welt zu feiern im Begriffe steht, mit einem Mal entgegengesetzte Strömungen die Oberhand gewinnen. So schien in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts die Reformation in unaufhaltsamem Gange durch Europa zu dringen, als die Schlacht von Mühlberg den entgegengesetzten Bahnen den Anfangspunkt energischer Entwicklung gab. Alles schien sich zu vereinigen, um unter Philipp IV. der katholischen Reaktion und der spanischen Monarchie das endliche Uebergewicht in Europa zu sichern, das unter Philipp II. durch das Emporkommen Heinrichs IV. zurückgeworfen worden war. Da gab der Zug der Franzosen nach Graubünden und Veltlin unvermuthet das Signal zu einer Rückströmung, die durch Richelieus politische Verwaltung bald die größten Dimensionen annahm. Das Reich Napoleons I. und die Zwecke seiner Politik waren auf dem Punkte angelangt, wo die materielle Basis ihrer ganzen Zukunftsentwicklung erreicht schien; da trat der einzige Brand von Moskau dazwischen und auf ein halbes Jahrhundert hinaus eröffneten sich ganz andere Wege. Wenn man von Universalherrschaft spricht in Zeiten, wo große Ideen die Völker bewegen und in einem derselben ihre vorzüglichste Kraftentfaltung finden, wie es im Zeitalter der Reformation, der katholischen Reaction,

des ersten Kaiserreichs der Fall war; so ist es nicht die Herrschaft eines Mannes, einer Dynastie, einer Nation, sondern der siegreiche Durchbruch einer Idee und der politischen oder religiösen Form, in der sie ihren entschiedensten Ausdruck findet. Dafür geht aufopfernde Begeisterung durch die Welt, erfüllt die Siegeshoffnung jeweilen Millionen Herzen, darum glaubt man in Momenten großer Spannung an entscheidende Ereignisse, die einen festen Grenzpfahl der Zeiten setzen sollen. Aber eben durch diese Zeiten bewegt sich auf geheimnißvollen Schwingen eine höhere Macht: die Gebäude, die der Menschengeist geschaffen, in deren Vollendung er kühne und stolze Hoffnungen gesetzt, stürzen, wie von plötzlichem Hauche der Verwesung angeweht, jenem Thurme gleich, den die Titanen bauten, um dem Himmel zu trotzen: **Afflavit Dominus et dissipantur!**

des ersten Kaiserreichs der Fall war; so ist es nicht die Herrschaft eines Mannes, einer Dynastie, einer Nation, sondern der siegreiche Durchbruch einer Idee und der politischen oder religiösen Form, in der sie ihren entsprechenden Ausdruck findet. Dafür geht aufopfernde Begeisterung durch die Welt, erfüllt die Siegeshoffnung schwellen Millionen Herzen, darum glaubt man in Momenten großer Spannung an entscheidende Ereignisse, die einen festen Grenzpfahl der Zeiten setzen sollen. Aber eben durch diese Zeiten bewegt sich auf geheimnißvollen Schwingen eine höhere Macht: die Gebäude, die der Menschengeist geschaffen, in deren Vollendung er kühne und stolze Hoffnungen gesetzt, stürzen, wie von plötzlichem Hauche der Vernichtung angeweht, jenem Thurme gleich, den die Titanen bauten, um den Himmel zu stürmen: **Afflavit Dominus et dissipantur!**

---

des ersten Kaiserreichs der Fall war; so ist es nicht die Herrschaft eines Mannes, einer Dynastie, einer Nation, sondern der siegreiche Durchbruch einer Idee und der politischen oder religiösen Form, in der sie ihren entschiedensten Ausdruck findet. Dafür geht aufgeregte Begeisterung durch die Zeit, erfüllt die Siegeshoffnung jeweilen Millionen Herzen, darum glaubt man in Momenten großer Spannung an entscheidende Ereignisse, die einen festen Grenzpfahl der Zeiten setzen sollen. Aber eben durch diese Zeiten bewegt sich auf geheimnißvollen Schwingen eine höhere Macht: die Gebäude, die der Menschengeist geschaffen, in deren Vollendung er kühne und stolze Hoffnungen gesetzt, stürzen, wie vom plötzlichen Hauche der Vernichtung angeweht, jenem Thurme gleich, den die Titanen bauten, um dem Himmel zu trotzen: **Afflavit Dominus et dissipantur!**

des ersten Kaiserreichs der Fall war; so ist es nicht die Herrschaft eines Mannes, einer Dynastie, einer Nation, sondern der siegreiche Durchbruch einer Idee und der politischen oder religiösen Form, in der sie ihren entsprechenden Ausdruck findet. Dafür geht aufopfernde Begeisterung durch die Welt, erfüllt die Siegeshoffnung schwellen Millionen Herzen, darum glaubt man in Momenten großer Spannung an entscheidende Ereignisse, die einen festen Grenzpfahl der Zeiten setzen sollten. Aber eben durch diese Zeiten bewegt sich auf geheimnißvollen Schwingen eine höhere Macht: die Gebäude, die der Menschengeist geschaffen, in deren Vollendung er kühne und stolze Hoffnungen gesetzt, stürzen, wie vom plötzlichen Hauche der Vernichtung angeweht, jenem Thurme gleich, den die Titanen bauten, um dem Himmel zu trotzen: **Afflavit Dominus et dissipantur!**

Segesser, Anton Philipp <<von>>

Neue Studien und Glossen zur Tagesgeschichte Das Jahr 1860

Lucern 1861